

Karl v. Westerholt

**DIE REISEN DES KÄPT'N BRASS**  
**Verworfenes & Verworrenes**

Texte zu Die Welt in Auszügen, Teil III

## INHALTSVERZEICHNIS

<b>1. EINLEITUNG</b>	<b>3</b>
<b>2. KÄPT'N BRASS ALS HAUDEGEN: aus den Tagebüchern</b>	<b>9</b>
Käpt'n Brass passiert die Johnston-Insel	10
Käpt'n Brass stellt sich vor / Titanic 1	10
Käpt'n Brass und der Horizont / Titanic 2	12
Käpt'n Brass und die Antarktische Konvergenz	14
Käpt'n Brass über die Entdeckung des Pazifischen Ozeans	16
Käpt'n Brass als Bruce Willis	19
<b>3. KÄPT'N BRASS ALS TRAUERKOLOSS: aus dem erzählerischen Werk</b>	<b>21</b>
Käpt'n Brass und der Fußballtreter	22
Käpt'n Brass und die Erinnerung	22
Käpt'n Brass über Schicksal und Vergangenheit	22
Die große Nacht des Käpt'n Brass	23
Breitseite eines Chronisten	28
Der Wunsch des Käpt'n Brass	29
Käpt'n Brass in Luxor	29
Käpt'n Brass über Abu Simbel	30
Käpt'n Brass und der Tod des Pharaos	32
Käpt'n Brass über einen Freund	34
Das Gebet des Käpt'n Brass	36
Käpt'n Brass vor dem Fernseher	38
Käpt'n Brass und das verpfuschte Leben	38
<b>4. AUS EINER ABHANDLUNG ÜBER DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III</b>	<b>39</b>

## EINLEITUNG

Ich weiß nicht mehr, wann mir zum ersten Mal der Gedanke kam, ich könnte den Bildern meiner Arbeit Die Welt in Auszügen, Teil III die fiktiven Aufzeichnungen eines Kapitäns an die Seite stellen und beides in einem Buch zusammenfassen. Und ob ich diese Idee schon hatte, als es mir zum ersten Mal in den Sinn kam, meine Arbeit mit dem Untertitel Die Reisen des Käpt'n Brass zu versehen, oder ob sie erst dadurch hervorgerufen wurde.

Sicher ist, daß ich mich im Zuge meiner Arbeit im Sommer 1995 bei einer Rundfahrt durch den Hafen von Rostock an Bord einer gewissen Käpt'n Brass befand. Ein entmutigender Touristenkutter, so schwer mit albernem Zierrat behangen, daß es vollkommen unmöglich war, eine vernünftige Aufnahme der imposanten Hafenanlage zu machen. Ich glaube, außer mir waren nur Polen auf dem Sonnendeck. Es regnete allerdings auch.

Daß der Kutter auf den Namen Käpt'n Brass getauft war, bemerkte ich erst, als ich von Bord ging. Ich blieb eine Weile auf der Pier stehen und betrachtete den Namenszug und das alberne Ausflugsbötchen, auf dessen Bug er mir voller unberechtigtem Stolz zu prangen schien. Hier das entbehrensreiche Leben eines Seefahrers, dort schnöder Kommerz, billige Bauernfängerei, fadenscheiniges Getue. So wird es mir vorgekommen sein. Wie ich mich kenne, bin ich sofort wütend geworden. Ich wußte damals noch nicht, daß Käpt'n Brass eine historische Figur gewesen ist. Davon habe ich erst später erfahren. Aber auch dann habe ich mich nicht bemüht, etwas über diesen Mann herauszufinden. Es hat mich nicht interessiert. Ich denke, mit dem Namen wird es nichts anderes auf sich gehabt haben, als daß er mir genau das Bild zu beschreiben schien, das ich mir von einem Kapitän machte, oder vielmehr das Bild eines Kapitäns, wie ich ihn für meine Arbeit brauchte - das Bild jenes weitgereisten Seefahrers, den ich in meiner Arbeit zum Leben erwecken wollte, ohne mir bislang darüber im klaren gewesen zu sein. So gesehen wäre es auch

abwegig gewesen, mich über die historische Figur informieren zu wollen. Ich hatte schon damals auf der Pier das Gefühl, wesentlich mehr über Käpt'n Brass zu wissen, als ich in Büchern würde nachlesen können. Und noch bevor ich mich wieder dem deprimierenden Treiben am Warnemünder Hafen hinzugesellt hatte, war bereits klar, daß dieser Mann - wer auch immer er gewesen sein mochte oder in meinen Händen werden würde ... - daß dieser wackere Seefahrer unbedingt meiner Arbeit als Pate zur Seite stehen mußte. Ja, anders war es einfach gar nicht mehr denkbar!

Vier Jahre später, nachdem ich auf allen sechs Kontinenten unterwegs gewesen war, etwa 3000 Bilder gemacht hatte und auf über 100 Seiten meinen Helden Käpt'n Brass von seinen abenteuerlichen Reisen hatte berichten lassen, verwarf ich eines schönen Morgens mein gesamtes Textmaterial, um es durch nur ein einziges, kurzes Bibelzitat zu ersetzen:

*Denn du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von dem, was du gemacht hast; denn du hast ja nichts bereitet, gegen das du Haß gehabt hättest.*  
Weisheit 11.24

Ich hatte mehr als ein ganzes Jahr mühevoller Arbeit gegen einen einzigen Satz eingetauscht, der schon vor Jahrtausenden formuliert worden war und schon seit vielen Jahren in meiner unmittelbaren Reichweite nur darauf gewartet hatte, daß ich ihn entdecken möge - schlimmer noch: daß ich mich seiner nur erinnern möge! Eigentlich gute Gründe, sich einer gehörigen Depression anheimzugeben. Aber ich war zufrieden. Entmutigend waren die Versuche gewesen, meinem ersten Gedanken zu entsprechen, jenes Tagebuch des Käpt'n Brass zu verfassen und immer wieder und immer deutlicher zu spüren, daß es das nicht war, daß es so nicht ging, daß es zu schlecht war oder einfach nicht paßte, der Tenor nicht stimmte, die Stimmung sich mit dem Inhalt der Bilder nicht vetrug, kurzum: daß meine Texte ihren Zweck in jeder Hinsicht verfehlten. Unter diesen Umständen war es eine Erleichterung, auf das Bibelzitat zu stoßen. Ich hatte das Gefühl, etwas gefunden zu haben, das den Inhalt meiner

Arbeit in gleichem Maße wiedergab, ausführte und unterstrich. Mehr oder etwas anderes hatte ich zu meinen Bildern nicht sagen wollen. Das wurde mir bewußt, als ich den Satz fand. Und besser als dieser Satz es sagte, konnte ich es nicht sagen. Das hätte ich auch niemals von mir verlangt.

Übriggeblieben ist allein der Titel, jener geringste Teil meines literarischen Vorhabens, der vier Jahre zuvor auf der Pier in Warnemünde schon vollendet gewesen war, bevor ich überhaupt großartig um ihn hätte ringen können: Die Reisen des Käpt'n Brass, der Untertitel meiner Arbeit Die Welt in Auszügen, Teil III. Der Titel war meine einzige Sorge, als ich mich entschied, die Aufzeichnungen des Käpt'n Brass endgültig aufzugeben. Als die Entscheidung fiel, wurde mir bewußt, daß ich mich nun wohl auch von diesem letzten Hinweis auf den altgedienten Paten meiner Arbeit würde trennen müssen. Das war auf den ersten Blick mehr als naheliegend, aber der Gedanke behagte mir ganz und gar nicht. Es kam mir vor, als würde ich damit einen Menschen der Vergessenheit preisgeben, dem ich wirklich vieles zu verdanken hatte, den ich in den vergangenen vier Jahren mehr und mehr kennen, schätzen und lieben gelernt hatte, der schließlich mein Freund geworden war und mich treuherzig auf allen meinen Reisen begleitet, aber auch zu Hause immer ein offenes Ohr für mich gehabt hatte. Das konnte ich einfach nicht tun! Nicht nur, weil es ihm gegenüber unrecht gewesen wäre, sondern weil es auch meine Gefühle verletzt hätte, die Zuneigung, die ich allmählich zu Käpt'n Brass gefaßt hatte, und die Dankbarkeit, die ich ihm gegenüber empfand. Es ging einfach nicht.

Bloß – was tun mit einem Titel, dessen Gegenstand ich gerade annulliert hatte? Ich begann nach einer Ausrede zu suchen, einem inhaltlichen Hilfskonstrukt, das es mir erlauben würde, den Titel beizubehalten und Käpt'n Brass die Ehre und Anerkennung widerfahren zu lassen, die ihm gebührte. Da wurde mir plötzlich klar, daß meine 32 Bilder immer noch die Reisen des Käpt'n Brass waren. Natürlich waren sie das! Daran hatte sich gar nichts geändert! Jetzt da ich das Textmaterial entfernt hatte, konnte man zwar nicht mehr nachlesen, was genau Käpt'n Brass erlebt hatte, aber man konnte es doch immerhin noch

sehen, im Grunde genommen sogar deutlicher, als es im Zusammenspiel mit meinen jämmerlichen Texten möglich gewesen war. Käpt'n Brass war als handelnde, erzählende und sich selbst darstellende Person aus dem Rampenlicht zurückgetreten, aber seine ganz persönliche Perspektive, seine unverwechselbare Art, die Welt in Augenschein zu nehmen – das war hinter den Kulissen erhalten geblieben, hatte ohne die Texte sogar mehr Raum, sich in aller Deutlichkeit zu offenbaren. Hurra! Und das Bibelzitat gab Auskunft über die Bedeutung des Ganzen, war in dieser neuen Konstellation eine Beschreibung und Definition jener persönlichen Perspektive meines unsichtbaren Helden und der Moral, die ihr zugrunde lag. So war auch noch gewährleistet, daß niemand an der Bedeutung meiner schönen Arbeit würde verzweifeln müssen. Der Titel war gerettet.

Ich habe in diesem Zusammenhang eine Beobachtung gemacht: Obwohl ich meine letzte Arbeit stets unter dem Titel Die Welt in Auszügen, Teil III vorgestellt habe, wird sie fast ausschließlich und vollkommen selbstverständlich Die Reisen des Käpt'n Brass genannt. Das ist für mich ein Beweis dafür, daß ich damals recht hatte, den Titel beizubehalten - daß meine 32 kleinformatigen Bilder tatsächlich die Reisen des Käpt'n Brass sind. Manche sprechen mittlerweile sogar nur noch von Käpt'n Brass oder sagen liebevoll der Käpt'n Brass, wenn sie meine letzte Arbeit meinen. Als habe mein wackerer Held mit den Jahren in ihrer Vorstellung immer deutlichere Formen angenommen und sich schließlich zu einem materiellen Wesen verselbständigt, das in der Wirklichkeit herumspaziert wie du und ich. Oder als sei das Buch mit den 32 Bildern und dem Bibelzitat er selbst, sein materielles Äquivalent. Ja, manchmal frage ich mich sogar, ob nicht eigentlich Käpt'n Brass der Schöpfer meiner letzten Arbeit gewesen ist und ich in Wirklichkeit nur sein Handlanger, sein dienstbarer Geist oder sein Medium - ob nicht eigentlich ich sein Freund und Weggefährte gewesen bin, als ich glaubte, er sei der meine. Aber das führt jetzt zu weit. Und außerdem ist es so traurig!

Vor ein paar Monaten fielen mir die verworfenen Aufzeichnungen des Käpt'n Brass zufällig wieder in die Hände. Ich war schon seit einiger Zeit mit meiner Arbeit nicht mehr vorangekommen und schnüffelte gerade ziellos in den verstaubten Ecken meiner künstlerischen Vergangenheit herum, ohne genau zu wissen, wonach ich suchte. Wahrscheinlich hoffte ich vage, mit etwas Glück würde angesichts dieses alten Plunders vielleicht plötzlich eine göttliche Eingebung auf mich herabfahren und das künstlerische Gewurschtel, in dem ich mich verfangen hatte, mit einem mächtigen Donnerknall beenden. Ich hatte wenig Grund anzunehmen, daß etwas in dieser Art wirklich passieren würde, aber etwas Besseres fiel mir einfach nicht ein. Statt göttlicher Eingebung gab es auch nur die Aufzeichnungen des Käpt'n Brass, eine vor Jahren fluchtartig verlassene Baustelle, ein verpfushtes Vorhaben, das mir schon seinerzeit von herzlich wenig göttlicher Eingebung gesegnet schien. Toll! Aber scheiß drauf: Ich nahm mir den Tag frei und begann zu lesen.

Die Aufzeichnungen des Käpt'n Brass nach all der Zeit wieder zu lesen war ein überraschendes Erlebnis. Die einzelnen Texte, aber auch das Vorhaben als Ganzes, waren in meiner Erinnerung verblaßt. Ich hatte das Gefühl, nichts mehr so vorzufinden, wie ich es hinterlassen hatte. Wahrscheinlich las ich es aus der Distanz auch einfach nur mit anderen Augen. Eine in der Vergangenheit verworfene Arbeit hat ganz andere Möglichkeiten, sich ungestört vor den Augen ihres Schöpfers zu entfalten, wenn endlich die Erwartung verflogen ist, es möge sich dabei doch mindestens um einen gottverdammten Geniestreich handeln. Und das war nun wirklich nicht mehr meine Sorge.

Die Aufzeichnungen des Käpt'n Brass berührten mich, ja, streckenweise gefielen mir sie sogar. Aber nicht, weil ich die Texte jetzt plötzlich gut fand oder auch nur besser, als ich sie in Erinnerung hatte oder mich etwa auf meine alten Tage endlich mit ihnen begnügen oder zufriedengeben konnte. Nichts dergleichen. Ich fand sie ebenso schlimm wie zwei Jahre zuvor und selbstverständlich ebenso wenig geeignet, in Die Welt in Auszügen, Teil III einen verantwortungsvollen Posten an der Seite meiner Bilder einzunehmen. Das war

es nicht. Sie gingen mir einfach ans Herz. Im Wesentlichen aus zwei Gründen. Zum einen erinnerten sie mich natürlich an einen Abschnitt meiner Vergangenheit, an Dinge, die sich während der Zeit des Schreibens an den Aufzeichnungen des Käpt'n Brass in meinem Leben zugetragen hatten. Reine Sentimentalität. Außerdem aber entdeckte ich, daß ich in meinen Texten einige Dinge zur Sprache gebracht hatte, an denen mir immer noch gelegen war, die mich heute noch beschäftigen. Leider zu ungeschickt, um sie auf Teufel komm raus der breiten Öffentlichkeit unter die Nase reiben zu müssen, oder es riskieren zu wollen, die Wirkung meiner Bilder und damit meine gesamte Arbeit zunichte zu machen. Aber immerhin: Die Inhalte waren da, in Form und Funktion gründlich mißglückt aber trotzdem vorhanden. Sagen wir: sporadisch, hier und da. Und es waren Inhalte, zu denen ich mich immer noch bekennen konnte und wollte.

Als ich mit der Lektüre fertig war, kam ich zu dem Schluß, daß die Texte im Zusammenhang mit meiner Arbeit eigentlich interessant waren – nicht als ein Teil von ihr, sondern als Anschauungsmaterial, als Dokument oder Protokoll einer Entwicklungsstufe, als Vorreiter der endgültigen Fassung von Die Welt in Auszügen, Teil III. Für jeden, der gern Näheres über meine Arbeit würde erfahren wollen und bereit war, gewisse Unannehmlichkeiten dafür in Kauf zu nehmen. Mein literarisches Vorhaben war von den Sackgassen, in die ich während der Entstehung meiner Arbeit geraten war, mit Sicherheit die größte – so gesehen geradezu eine Sack-Allee, ja die Champs-Élysées unter den Sackgassen. Und da lag sie nun, griffbereit direkt vor mir auf dem Tisch, zugänglich, interessant und anschaulich in ihrer Eigenschaft als Sackgasse. Eigentlich mußten lediglich Rechtschreibung und Interpunktion noch einmal routinemäßig überprüft werden, und das war's! Die Arbeit war bis auf ein paar Kleinigkeiten schon so gut wie im Kasten! Weshalb also nicht das Ding einfach raushauen? Vielleicht freut sich ja irgend jemand darüber! Mir fehlten ohnehin noch ein paar Weihnachtsgeschenke.

So kommt es zu diesem Buch.

Ich fand, daß meine Texte tatsächlich nicht gut genug und in jeder Hinsicht ungeeignet gewesen waren, in meiner Arbeit Verwendung zu finden. Aber ich fand auch, daß sie nicht schlecht genug waren, um für immer in meiner Schublade zu verschwinden, und durchaus geeignet, meiner Arbeit als Informations- oder Anschauungsmaterial gute Dienste zu tun. So ist diese Textesammlung eher jenen zugedacht, die sich von meiner Arbeit Die Welt in Auszügen, Teil III angesprochen fühlen. Sagen wir lieber: stark angesprochen fühlen. Wer schon mit den Bildern nichts anzufangen weiß, dem möchte ich von der Lektüre dieser Texte dringend abraten. Sie werden ihn nach Adam Riese noch mehr enttäuschen als die Bilder. Und sie werden garantiert nichts erhellen, das die Bilder im Dunkeln gelassen haben mögen. Im Gegenteil! Das ist keine Koketterie. Ich habe Sie gewarnt!

Das Buch ist in drei Kapitel unterteilt. Die ersten beiden Kapitel umfassen die Aufzeichnungen des Käpt'n Brass. Das dritte Kapitel ist der Anfang einer Abhandlung über Entstehung, Bedeutung und Bildsprache von Die Welt in Auszügen, Teil III, ein Text, den ich unvollendet aufgegeben habe, nachdem er mir in den Händen regelrecht explodiert ist. Als nach einigen Wochen Arbeit die ersten 16 Seiten der Abhandlung vor mir lagen, mußte ich feststellen, daß ich darin mit viel Glück vielleicht gerade mal die Hälfte dessen gesagt hatte, was ich nur in der Einleitung hatte sagen wollen. Ich erschrak. Das Unternehmen drohte entschieden umfangreicher zu werden, als ich es mir vorgestellt hatte. Wenige Tage später gab ich es wehen Herzens auf. Ich war zufrieden mit der Abhandlung, soweit sie gediehen war. Es waren bereits einige ganz interessante Gedanken und Beobachtungen zusammengekommen. Und es hatte mir gefallen, meine Arbeit noch einmal in all ihren Einzelheiten vor meinem inneren Auge auferstehen zu lassen - meine Motive, soweit sie sich ergründen ließen, die Vorstellung, die mich ursprünglich angetrieben hatte und was schließlich aus ihr geworden war. Einige Bedingungen ihrer Entstehung waren mir bereits klarer geworden, als sie es während der Arbeit selbst gewesen waren. Es war spannend, interessant und befriedigend. Aber ich hatte das dringende Gefühl, es mir als bildender Künstler einfach nicht erlauben zu können, mich für ein

halbes oder gar ein ganzes Jahr von meinem eigentlichen Metier, meinem eigentlichen Fachgebiet zu entfernen, um in einem ausufernden Traktat eine abgeschlossene Arbeit zu analysieren. Auch wenn ich dazu Lust hatte. Ich hatte das Gefühl, es sei von mir verlangt, daß ich Bilder mache, weil ich das am besten kann. Das war alles. Ein Tribut, wenn man es genau bedenkt, den ich dem Gott der modernen Industriegesellschaft gezollt habe, diesem alles beherrschenden und doch so wenig vielversprechenden Prinzip der ökonomischen Effizienz. Eigentlich deprimierend. Ich habe es auch bereut. In den anderthalb Jahren, die auf meine Entscheidung folgten, habe ich kein einziges vernünftiges Bild zustande gebracht. Heute wäre ich froh, ich könnte die 5 Kartons vollkommen nichtssagender Bilder, die ich seitdem meinem Archiv hinzufügen konnte, gegen ein nur mäßig interessantes Traktat über meine letzte gelungene Arbeit eintauschen. Aber gut! Umso mehr freue ich mich über die Gelegenheit, in einem unpräzisen Rahmen wenigstens den Anfang meiner monumentalen Abhandlung unters Volk bringen zu können.

Die beiden Kapitel der Aufzeichnungen des Käpt'n Brass gehen auf zwei unterschiedliche Zeiträume zurück, in denen ich mich besonders auf das Schreiben konzentriert habe - im ersten und im letzten Jahr meiner Arbeit, zu Beginn und nach dem Abschluß des fotografischen Teils der Arbeit. Ich hatte im ersten Jahr mit großem Elan zu schreiben begonnen und mich nach einigen Monaten hoffnungslos verrannt. Daraufhin beschloß ich, die Texte bis zum Ende meiner Arbeit ruhen zu lassen. Ich dachte, es würde mir angesichts des Bildmaterials vielleicht leichter fallen, den richtigen Ton zu treffen, es würde mir leichter fallen, Käpt'n Brass zum sprechen zu bringen, wenn ich erst einmal gesehen haben würde, was er gesehen hatte. Keine schlechte Idee eigentlich, aber der Hase lag offensichtlich irgendwo anders begraben. Überzeugen Sie sich selbst!

Ich habe die einzelnen Teile der Aufzeichnungen des Käpt'n Brass, die unterschiedlichen Texte, die kürzeren und längeren und mehr oder weniger abgeschlossenen Geschichten, Gedanken, Statements und Erzählungen von und

über Käpt'n Brass so belassen, wie ich sie vorgefunden habe. Zwar habe ich Texte aussortiert, die ich insgesamt für unzumutbar hielt, aber jene, die mir summa summarum annehmbar oder interessant schienen, habe ich in die Auswahl übernommen, ohne weiter an ihnen zu feilen. Dazu war es zu spät - das Material, der Stoff, die Stimmung zu weit von mir entfernt, als daß ich sie noch einmal richtig hätte zu fassen bekommen können. Außerdem hätte es nicht dem Zweck entsprochen, den ich diesem Büchlein zgedacht habe, nämlich Dokument zu sein, nicht Kunstwerk, ein Dokument der Sackgasse, von der ich vorhin sprach, das Dokument eines Fehlschlags von mir aus. Nur damit mir nachher niemand angerannt kommt und mir auseinanderzusetzen versucht, daß man das alles vielleicht auch hätte besser machen können - das sehe ich selbst!

Woran sind die Aufzeichnungen des Käpt'n Brass eigentlich gescheitert? Genau weiß ich es nicht. Ich glaube, ich habe nie ein genügend klares Bild von diesem Text gehabt - gedanklich schon, aber mein Gefühl für das, was ich in letzter Instanz zwischen den Zeilen zum Ausdruck bringen wollte, war offensichtlich nicht deutlich oder einfach nicht stark genug. Was wollen Sie schon sagen, wenn Ihnen jemand erzählt: Ich will die Lebensbekenntnisse eines Kapitäns schreiben, das und das könnte passieren, der Typ ist so und so. Kann man machen! Kann man auch bleiben lassen! Kann Moby Dick draus werden. Kann aber auch in die Hose gehen. Am Plot liegt es nicht. Hinter dem Plot spinnt der Autor an seiner Vision vom Großen und Ganzen, ob ihm das klar ist oder nicht, und wenn da nichts ist, hinter dem Plot, gar nichts, oder nichts, das den Leser ins Herz trifft, dann geht der Text eben unter oder dümpelt im Belanglosen vor sich hin. Letztendlich ist es mir nie gelungen, in meinen Texten an die Intensität heranzureichen, die ich zuweilen in meinen Bildern erreicht habe. Und zwischen den Aufzeichnungen des Käpt'n Brass und den Bildern zu Die Welt in Auszügen, Teil III war die Diskrepanz in dieser Hinsicht überwältigend.

Ursprünglich sollten die Aufzeichnungen des Käpt'n Brass nur vordergründig die Memoiren eines echten Kapitäns sein. Zwischen den Zeilen wollte ich allmählich durchsickern lassen, daß der fiktive Verfasser in Wahrheit nie vor seine Haustür gekommen ist. Und die abenteuerlichen, beschwerlichen und gefährlichen Reisen, von denen er berichtet, sind in Wahrheit Reisen, die er in seinem Inneren und durch sein Inneres unternommen hat - an seinem Küchentisch, wo er in voller Seemannsmontur vor einem zerfledderten Schreibblock sitzt und nachdenkt - Vollbart, eine erloschene Pfeife zwischen den Zähnen - neben dem Herd, auf dem hinten links immer noch dieser bescheuerte Topf mit der Aufschrift Guten Appetit! steht. Angst, Einsamkeit, soziale Inkompatibilität, Isolation, Wirklichkeitsverlust, Wahnsinn - aber immer noch gut drauf, der alte Haudegen! Ein Mann mit einem gewissen Anstand, möchte ich sagen, der auf der Brücke stehenbleibt, wenn das Schiff untergeht, und sobald Mannschaft und Passagiere von Bord sind, in den Herrensalon hinuntergeht, um bei einer letzten guten Zigarre noch ein bißchen aus dem Fenster zu gucken und nachzudenken. Jawohl, unser Käpt'n Brass, mon capitaine!

Zwischendurch hatte ich den Gedanken, die Fiktion um meine Figur herum sozusagen in die Wirklichkeit hinein auszuweiten. Ich wollte eine Legende in die Welt setzen, nach der Käpt'n Brass ein unbekannter aber wirklicher, wahrscheinlich vor längerer Zeit verstorbener Seefahrer gewesen sei, dessen Aufzeichnungen ich durch einen aberwitzigen Zufall in einem kleinen Fischerdorf unweit der kenjanischen Küstenstadt Mombasa entdeckt hätte. Und ich sei von den Bekenntnissen dieses Mannes so ergriffen gewesen, daß ich beschlossen hätte, sie in meine Arbeit einzubinden. Aber das ging natürlich nicht! Ich bin leider ein Mensch, der nicht wirklich dicht halten kann. Nur aus Begeisterung für die neue Idee hatte ich schon nach wenigen Tagen meinen gesamten Freundeskreis von dem Plan in Kenntnis gesetzt. Womit er hinfällig war.

Sie werden sehen, das ganze Ding hat einfach keine Linie. Sie werden vielleicht ein paar Texte finden, die eine Linie haben, aber unter jenen, die eine Linie haben, werden sie keine zwei finden, die die gleiche Linie haben.

Die meiste Zeit bin ich geschwommen. Ich sah, daß es nicht gut war, aber ich schrieb weiter, in der Hoffnung, es würde mit der Zeit vielleicht ganz von alleine etwas wirklich Substantielles zum Vorschein kommen. Das ist eine Strategie, die ich in meiner fotografischen Arbeit schon oft angewandt habe. In einem von zwei Fällen war ich damit erfolgreich. Was dann sichtbar wurde, war tatsächlich etwas Substantielles - kein Zufallsprodukt, sondern etwas, das schon vorher dagewesen sein mußte, das ein Stück weit gereift war: ein halbwegs klares, halbwegs wesentliches Gefühl von ausreichendem Durchsetzungsvermögen. Aber Geduld und Beharrlichkeit brachten in den Aufzeichnungen des Käpt'n Brass nichts zum Vorschein, außer meiner Ratlosigkeit, wie ich das verdammte Ding denn nun eigentlich anpacken sollte. Mehr war da wahrscheinlich auch gar nicht! Deswegen sind die Texte so unterschiedlich in Stil, Sprache und Inhalt. Ich habe die meiste Zeit einfach nur herumprobiert! Ja, machen Sie sich nichts vor: Das ist alles! Ich gestehe es, sie wissen schon: Nur damit mir nachher keiner angedackelt kommt und auf meinen zarten Gefühlen herumtrampelt. Aber angesichts der Tatsache, daß das Leben sowieso nichts als ein einziges riesiges Herumprobieren ist, glaube ich mir zugute halten zu dürfen, im vorliegenden Fall vielleicht erfolglos, dafür aber wenigsten gründlich herumprobiert zu haben!

Genug jetzt! Ich denke, ich habe es wirklich nicht an Warnungen fehlen lassen. Wer es bis hierhin geschafft hat, der möge mir nun die Ehre erweisen, sich selbst ein Bild zu machen.

Käpt'n Brass  
Berlin, 06.01.2002



**KÄPT'N BRASS ALS HAUDEGEN**  
aus den Tagebüchern

## **KÄPT'N BRASS PASSIERT DIE JOHNSTON-INSEL**

19°12' nördlicher Breite, 125°22' östlicher Länge

Heute morgen habe ich am Horizont im Süden die Johnston Insel ausmachen können und meinem Sohn über die sonnige See hinweg in Gedanken einige liebevolle Grüße und Wünsche zukommen lassen. Seiner Mutter natürlich auch. Wer weiß, ob sie überhaupt noch leben. Ich weiß nicht, wann ich sie das letzte Mal gesehen habe. Was meinen Sohn angeht, so bin ich mir nicht sicher, ob ich ihn überhaupt jemals gesehen habe. Manchmal glaube ich zu wissen, wie er aussieht, aber da mag mir auch die Einbildung einen Streich spielen. Bei seiner Mutter bin ich mir da natürlich sicher. Ich kann mir ihr Antlitz noch mühelos ins Gedächtnis rufen. Ich kann mich zwar nicht mehr an ihren Namen erinnern, aber nur, weil ich mir Namen grundsätzlich nicht merken kann. Ich meine – wenigstens ein Mal muß ich sie ja schließlich gesehen haben, sonst würde das alles ja keinen Sinn ergeben – meine Gedanken und diese Gefühle. Oh, ich weiß schon, was ihr jetzt denkt, liebe Freunde! Doch Ihr irrt. Aber laßt uns lieber ein andermal darüber reden. Heute ist kein guter Tag für mich. Nein. Der Wind drängt mit aller Macht zu ungesäumter Weiterfahrt und gestattet es nicht, eine Rast einzulegen, um mich der Vergangenheit zu vergewissern.

Übrigens: Wußtet Ihr, daß die Johnston Insel auf genau dem gleichen Längengrad 50 Breitengrade unterhalb der Behringstrasse liegt, jener winzigen Pforte zum wundervollen Nordpolarmeer? Das ist mir immerhin ein Trost. Und sie ist so klein, die Johnston Insel, daß sie durch die Behringstrasse hindurchpassen würde. Man könnte auf der Johnston-Insel durch die Behringstrasse ins Nordpolarmeer hinaussegeln. Das ist natürlich ein alberner Gedanke, denn natürlich kann man auf einer Insel nicht segeln, und was sollte man schließlich auf einer kleinen Südseeinsel im offenen Nordpolarmeer schon groß anfangen? Ich meine – der Gedanke ist mehr als abwegig, aber er tröstet mich eben. Wegen meines Sohnes, vermute ich, und der verlorenen

Gelegenheit, ihm ein Vater zu sein. Vielleicht ist mir diese sonderbare Vorstellung so etwas wie eine Entschädigung für unsere dauerhafte Trennung – daß er, wann immer er es wünschen sollte, auf seiner kleinen Insel die Segel setzen, und durch die Behringstrasse hindurch auf das offene Nordpolarmeer hinaussegeln kann, wo sein Vater schon so viele schwere Prüfungen bestanden hat. Als würden wir uns dadurch näher sein. Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Und ich weiß noch nicht einmal, ob ich es ihm wünschen würde, Kapitän zu sein, der Kapitän einer winzigen Insel, die durch die Behringstrasse hindurch auf das offene Nordpolarmeer hinaussegelt. Auch das weiß ich nicht.

## **KÄPT'N BRASS STELLT SICH VOR / TITANIC 1**

Freunde, ich bin Euch etwas schuldig geblieben. Fürwahr! Ich habe das Wort an Euch gerichtet, etwas plötzlich vielleicht, vielleicht gar übermütig, wehmütig angesichts der Nordatlantischen Schwelle, deren Nähe mich immer wieder aufs neue ergreift.

Ich richtete das Wort an Euch. EINFACH SO! Mitten auf der offenen See, mitten in meinem Leben. Dabei habe ich mich Euch noch gar nicht vorgestellt, mich und den Zweck meines Tuns, die Wurzel einer Anhänglichkeit und Freundschaft, die Ihr Euch vielleicht vollkommen grundlos und überstürzt entgegengebracht seht – Ihr, die ich Euch nicht kenne und dennoch anzusprechen wage, die Ihr irgendwo auf der Welt wohnt und bescheiden den Anforderungen Eures Alltags gerecht zu werden versucht, mit einer kleinen Familie vielleicht und einem schönen Beruf, den Ihr möglicherweise sogar an der frischen Luft ausüben könnt, so, wie ich den meinen.

Wißt Ihr, Freunde, es gibt einen Moment im Leben eines Kapitäns, da er plötzlich merkt, daß er Erfahrungen macht. Ja, aber er merkt nicht nur, daß er Erfahrungen macht – er stellt plötzlich fest, daß er schon sein ganzes gottverdammtes Leben lang Erfahrungen gemacht hat. Und daß er das gar nicht gemerkt hat. Vielleicht ist es das, dieser ganz und gar unerwartete Ausblick auf sein vergangenes Leben, was in ihm die Sehnsucht weckt, sich anderen Menschen anzuvertrauen, sich ihnen zu erklären – ja, sich ihnen anzuschließen!

MEIN GOTT, WAS REDET ER DA FÜR EINEN SCHEISS, werdet Ihr jetzt vielleicht denken. JEDER MACHT DOCH ANDAUERND ERFAHRUNGEN! UND WIE SOLLTE MAN DAS NICHT MERKEN?

Laßt mich Euch ein wenig von einem wunderlichen aber liebenswürdigen Berufsstand erzählen, von dem eigentlich niemand etwas Genaues weiß, von dem genaugenommen sogar niemand auch nur das Geringste weiß. Am wenigsten übrigens die Kapitäne selbst. JA! Ihr glaubt, der gute, alte Käpt'n Brass macht sich über Euch lustig? Denkt einfach an Käpt'n Smith, und Ihr werdet verstehen, was ich Euch zu erklären versuche.

KÄPT'N EDWARD J. SMITH, DIESES DOOFE ARSCHLOCH!

Ihr habt recht - ich bin neidisch. Entschuldigt mich. Ich war damals neidisch auf Käpt'n Smith, und ich bin es heute noch. Ich meine - wir waren alle neidisch auf Käpt'n Smith. Er war mit Sicherheit kein Arschloch. Das kann ich mir nicht vorstellen. Aber irgendwo war er schon ein verdammte einfältiger Trottel!

Ich kann mich noch genau an sein Foto in der Illustrated London News erinnern. Ich meine – er war damals schon ein Held - für alle, auch für uns, die wir ihm seinen Ruhm neideten. KÄPT'N EDWARD J. SMITH! Auf dem Deck der Olympic. Weiße Kapitänsuniform, Mütze, gepflegter Vollbart, die Arme erhaben verschränkt und den Blick majestätisch in die Ferne gerichtet, obwohl es dort

bestimmt nichts Aufregendes zu sehen gab. Ich meine – egal, ob die Olympic auf offener See fuhr oder an der Kaimauer dümpelte: Was hätte es da schon groß zu sehen geben können? Das muß man sich einmal überlegen! Einen Liegestuhl, der plötzlich in Flammen aufgeht? HERRGOTT NOCHMAL!

Nein, ich denke, er blickte nur deshalb majestätisch in die Ferne, weil er dachte, es würde von ihm erwartet. Weil er dachte, die Menschen würden sich besser fühlen, wenn sie ihn majestätisch in die ferne Blicken sähen. Oder er war so überwältigt von der Aufgabe, die man ihm anvertraut hatte, daß er sich scheute, in die Kamera zu blicken, in die Augen derer, die er über den Ozean führen sollte, wie Moses das Volk Israel ins gelobte Land geführt hatte. Oder er schämte sich – kann auch sein: Vielleicht ahnte er sein Schicksal voraus. Vielleicht hatte er die Titanic bereits auf ihrer Helling in Belfast liegen sehen und gespürt, daß dieses Schiff zu mächtig und eigensinnig war, um von einem einzelnen Menschen in Zaum gehalten zu werden. Ich weiß es nicht. Aber eines ist sicher: Er wußte es auch nicht!

Käpt'n Edward J. Smith also – der würdevolle erfahrene Seemann, tausendfach erprobt! Aber ein kleiner Eiswürfel vernichtet ihn. Er geleitet das Schiff und seine Passagiere nicht über den Ozean, sondern führt sie inmitten des Gekreisches der Stahlplatten und dem Gebrüll der Götter 4000 Meter tief hinab auf den Meeresgrund. Wo sie heute noch leben, die Passagiere – davon bin ich überzeugt. Ich sehe sie in meinen Alpträumen, wie sie in den Salons und Festsälen der Titanic herumlungern. Wie sie langsam auf den Decks umherwandeln oder Karten spielen, hilflos und traurig wie verwaiste Kinder, stumm, ihre Gesichter wie von Trunkenheit oder langem Schlaf verquollen – verdammte bis ans Ende der Zeit auf dem Grund des Meeres dem täglichen Müßiggang einer Kreuzfahrt nachzugehen. Weg von der Welt, weg von ihren Häusern und Gärten, von ihren Städten und Dörfern, von ihren Büros und Werkstätten. Weg von allen Menschen, die sie liebten und allen Dingen, die ihnen vertraut waren. Weg von allen ihren Hoffnungen, weg vom Sonnenlicht, tief in der blauen Finsternis des Meeresbodens. WAS FÜR EIN SCHEISS! GOTT,

## KÄPT'N BRASS UND DER HORIZONT / TITANIC 2

SIE TUN MIR SO WAHNSINNIG LEID! ICH DARF GAR NICHT DARAN DENKEN!

Ich wünschte, jemand würde dieses Schiff finden und heben und diese unglücklichen Menschen von ihrem Schicksal befreien.

Nun aber zurück zu Käpt'n Edward J. Smith und dem Zweck meiner Ausführungen.

Stellt ihn Euch vor, den guten alten Smith, wie er da auf dem Deck der Olympic steht in seiner weißen Uniform und in die Ferne sieht, ohne zu wissen weshalb. Und nun sagt: Was glaubt ihr, wer mehr wußte über Käpt'n Edward J. Smith? Wir, die wir ihn beobachteten, die wir sein Tun und Streben aufmerksam verfolgten? Oder er selbst, der, wie wir gern annehmen möchten, selbstbestimmt an seinem Schicksal sponn?

Na?

Genau! Ein Kapitän weiß nie, wie ihm geschieht. Das ist einfach so. Er sieht sich immer nur in bestimmte Umstände und Begebenheiten hineintreiben. Er steht auf der Brücke, blickt über den Bug hinweg und sieht sich in Umstände und Begebenheiten hineintreiben. Das ist alles. Das liegt natürlich schon in der Natur der Schifffahrt begründet – Trägheit der Masse und dieser ganze Kack. Ich weiß nicht, ob Ihr schon einmal davon gehört habt. Das Gesetz der Trägheit der Masse besagt, daß man Hellseher sein muß, um ein Schiff zu steuern. Oder Kapitän!

Ich stehe Tag für Tag auf der Brücke mit meinem bescheuerten Vollbart und der blöden Pfeife und blicke auf das Meer hinaus, auf den Horizont. Und ich blicke und blicke und blicke. Und es tut sich nichts! Der Horizont kommt ja schließlich nicht näher! Das liegt in seiner Natur.

Natürlich rückt eine bestimmte Stelle, die man zu einem bestimmten Zeitpunkt über dem Bug am Horizont gesehen hat, immer näher. Natürlich tut sie das! Aber das weiß man eben nur! Man kann es weder sehen, noch fühlen. Seien wir also ehrlich, Freunde: Am Horizont gibt es gar nichts zu sehen! So ist es – in den meisten Fällen. Aber der Kapitän steht auf der Brücke und blickt ungerührt auf den Horizont – Stunde um Stunde, Tag für Tag, Woche für Woche. Ich würde ebensoviel zu sehen bekommen, wenn ich wochenlang den Schmutz unter meinen Fingernägeln anstarren würde - aber nein: Ich blicke auf den Horizont!

Am schlimmsten ist es nachts. Da blicke ich auf den Horizont, ohne ihn überhaupt zu sehen. Ich meine – nachts tut sich am Horizont ebenso wenig wie tagsüber, bloß nachts kann man sich dieser ohnehin schon zermürenden Tatsache noch nicht einmal vollständig gewiss sein. So ist man zu einem zwiefach verlogenen Spiel gezwungen: Nicht nur auf den Horizont zu blicken, obwohl es da gar nichts zu sehen gibt, sondern auch noch zu tun, als könnte man es tatsächlich ausmachen, wenn es dort denn doch einmal etwas zu sehen gäbe.

Denkt nur noch einmal an die Titanic, liebe Freunde, deren Schicksal ihr bestimmt alle verfolgt habt. Die beiden Matrosen, die in jener Nacht im Krähenest ihren Dienst versahen, hätten ebensogut in ihren warmen Kajüten bleiben und sich in Ruhe vollaufen lassen können. Sie sahen den mickrigen Eisberg in 500 Metern Entfernung gemächlich auf das Schiff zuschweben. Ich meine – das ist ein halber Kilometer! Sie zögerten nicht, unverzüglich die

Brücke zu alarmieren. Und die hatte nun noch jede Menge Zeit mit allem erdenklichen Trara und Tamtam jenes sicherlich glänzende Manöver auszuführen, dessen Ausgang am Tag darauf schon weltberühmt war. Was ich damit sagen will, ist: Es war nicht zu spät, wie damals viele behaupteten – ES WAR VERGEBENS! ALLES, DAS GANZE GETUE! Die beiden Matrosen hätten tatsächlich in ihren warmen Kajüten bleiben und sich in Ruhe volllaufen lassen können!

Eigentlich hatte ich bis heute nie darüber nachgedacht – über das, was ich den ganzen Tag lang tue, über meinen Beruf, der mein Leben ist. Doch nun, wo ich diese Zeilen an Euch richte, liebe Freunde, kommt mir dieses Leben, diese Tätigkeit, die mein Leben vollständig ausfüllt, die es immer ausfüllte und immer ausfüllen wird, so sonderbar vor. Ich fühle mich plötzlich, als sei ich betrogen worden, als würde ich betrogen, jedesmal wenn ich auf den Horizont hinausblicke. Es kommt mir vor, als habe mich irgendjemand oder irgendetwas dazu verleitet oder verdammt, mein Leben lang eine Hoffnung zu hegen, die nicht erfüllt werden kann, ja: deren Erfüllung gar nicht im Bereich des Möglichen liegt. Ich meine – dieser Blick auf den Horizont: Was kann er einem Kapitän anderes sein als Enttäuschung? Was anderes, als die grundsätzliche Enttäuschung aller seiner Sehnsüchte? Denn: welche Sehnsüchte auch immer ein Kapitän hegen mag – er wird ihre Erfüllung nie am Horizont auftauchen sehen! Doch genau dies ist der Punkt, den er sein Leben lang anstiert, auf den er seine gesamte Aufmerksamkeit richtet! OH, ES IST ALLES SO UNGLAUBLICH ZERMÜRBEND. PLÖTZLICH WIRD MIR ALLES KLAR!

Ihr mögt jetzt vielleicht denken, der gute, alte Käpt'n Brass führt Euch ein wenig an der Nase herum, weil gerade nichts zu tun ist auf seinem Schiff, und er sich langweilt. Aber glaubt mir, liebe Freunde: Ich wäre nicht der gute, alte Käpt'n Brass, wenn ich solches täte. Nein. Gut, ich will zugeben, daß ich hin und wieder einen kleinen Witz in meine Ausführungen einfließen lasse oder ein wenig übertreibe, oder Euch gar einmal unerwartet vor den Kopf zu stoßen versuche, aber seid versichert, daß dies stets in demütigem Ringen um Eure

kostbare Aufmerksamkeit geschieht und niemals die grundsätzliche wahrhaftigkeit meiner Aussagen verdecken würde. Ja, ich würde es nicht verwinden, wenn Ihr meine Bekenntnisse gelangweilt beiseite legtet. Das ist wahr. Aber der Furcht vor dem Verlust Eurer Aufmerksamkeit und Wertschätzung, Eurer Freundschaft und wohlwollenden Anteilnahme, könnte ich niemals meine Aufrichtigkeit als Opfer darbringen!  
MEIN GOTT, WAS FÜR EIN SCHEISS!

Aber vielleicht zweifelt Ihr ja auch an meinem Verstand! Vielleicht denkt Ihr, die vielen Jahre, die ich alleine draußen auf dem Meer verbrachte, nur von rohen Naturgewalten umgeben, die achtlos mit mir spielten – vielleicht denkt Ihr, die Zeit und die Umstände meines Daseins hätten an meinem Verstand genagt, wie das Salzwasser am stolzen Bug des Schiffes nagt, bis es ihn schließlich zersetzt hat, wenn der Mensch, der Kapitän vielleicht, sich dem wehen Treiben nicht rechtzeitig mit Fürsorge und Entschlossenheit entgegenstellt.

Nun Freunde, es läge nicht in meiner Macht, einen solchen Zweifel zu zerstreuen, wenn Ihr ihn hegtet. Ich meine einen Zweifel an meinem Verstand. Aber ich kann Euch hinsichtlich der Bedeutung dieser Frage beruhigen: Wißt Ihr, draußen auf dem Meer gibt es für die Eigenschaften eines Menschen keinen anderen Maßstab als das Leben selbst. So kommt es mir zumindest vor. Alles andere zählt nicht. Wenn er lebt, dann lebt er eben. Und wenn er stirbt, dann lebt er eben nicht mehr, dann ist es vorbei mit ihm und seinem schönen Leben. Ob die See ihn nun zu sich geholt hat, weil sie genug von ihm hatte, oder ob sie es tat, weil er genug von ihr hatte – ob er in einen Orkan geriet, den der erfahrenste Kapitän nicht überlebt hätte, oder in einem Anflug geistiger Umnachtung mitten in ein fettes Korallenriff gedonnert ist, oder ob er einfach nur müde war, seines Daseins müde, und dachte, daß er nun lange genug zur See gefahren sei – das alles ist ohne Bedeutung für uns. Oder nicht? Ich meine – ich bin mir da plötzlich selbst nicht mehr ganz sicher. Ist ja auch egal. Ich denke, wir haben uns mit dieser bescheuerten Frage lange genug befasst. Jetzt ist einfach mal Schluß!

## KÄPT'N BRASS UND DIE ANTARKTISCHE KONVERGENZ

68°12'03" westlicher Länge, 56°32'25" nördlicher Breite.

Nun, liebe Freunde, vielleicht ahnt Ihr es bereits: Ich treibe gerade durch die Drakestraße, zwischen dem südamerikanischen Kontinent und der antarktischen Konvergenz. Gerade habe ich meinen Sextanten weggeschlossen.

Wußtet Ihr, daß Menschen jenseits der antarktischen Konvergenz kaum noch sprechen? Es ist, als ob die Gedanken in der Kälte des Wassers und der trüben Mattigkeit der Luft, und vor allem angesichts dieses gefrorenen Nichts, angesichts der unendlichen Leere dieses Erdteils zu Eiskristallen zerstäubt würden. Ich bin kein Poet, aber die Erscheinung dieses Erdteils und der See die es umgibt, läßt sich schwer mit den einfachen Worten eines Kapitäns beschreiben.

Vor einigen Jahren kreuzte ich die Antarktische Konvergenz mit Kurs auf die Shetland-Inseln. Ich hatte mich in Bahía Blanca von einem Regierungsbeamten dazu überreden lassen, eine Ladung für die argentische Antarktisstation zu übernehmen. Ich glaube, es waren hauptsächlich Lebensmittel und ein riesiger, handgefertigter Aluminiumschlitten, aber ich weiß es nicht mehr genau. Ist auch egal!

Wo war ich stehengeblieben? Genau: Wir kreuzten die Antarktische Konvergenz kurz vor Weihnachten, zu Beginn des antarktischen Sommers. Das Wasser wurde schlagartig kalt und ein unheimliches Schimmern knapp über dem Horizont am schweren, grauen Himmel kündigte größere Treibeisfelder an. Ich überließ die Brücke meinem Steuermann und begab mich auf das Vordeck, um die See genauer in Augenschein nehmen zu können. Vorn am Bug standen der Koch und mein wie immer von Kopf bis Fuß mit Öl zugesauter Maschinist. Sie

unterhielten sich. Ich stieg wortlos auf die Stahltruhe mit dem Tauwerk wenige Fuß hinter ihnen, begann das Meer zu mustern und lauschte beiläufig ihrem Gespräch.

Die Luft war feucht und schwer, das Licht matt und dumpf. Das Schiff schien wie in einer Glaskugel durch dichte Materie zu treiben. Die See war über die letzten Meilen schlagartig ruhig geworden, aber je ruhiger sie wurde, desto mehr schien sie zu grollen und zu murren, als sei sie beleidigt. Auch dies ist ein Zeichen für die unmittelbare Nähe von Treibeisfeldern, denn ihr enormes Gewicht besitzt die Kraft, die Dünung der See in Zaum zu halten, die Wellen mit der bloßen Gewalt ihrer Last schlichtweg niederzuringen. Das Meer jedoch, bis zum Bersten mit Kraft aufgeladen vom heftigen Wind, der in diesen Breitengraden unablässig bläst, beginnt zu grollen und zu murren. Die See ist es nämlich nicht gewöhnt von irgend jemandem oder irgend etwas Niedergerungen zu werden. Denn die See ist die Königin dieses Planeten, liebe Freunde! Und ich glaube, daß die See nur deshalb nicht gegen die Treibeisfelder aufbegehrt, weil sie spürt, daß das Eis sozusagen Fleisch ihres Fleisches ist. Vielleicht fühlt sie sich angesichts ihrer grenzenlosen Macht wie eine Mutter, eine Löwin vielleicht, die in einem spielerischen Kampf mit ihren Jungen nachgibt, um ihnen eine Demütigung zu ersparen und weise deren Selbstbewußtsein zu stärken. Ja, aus Liebe und Weisheit und stets im Bewußtsein ihrer grenzenlosen Macht und Überlegenheit. Ich weiß es nicht. Und vielleicht grollt die See nur, damit das Eis sich ohne Argwohn in einer trügerischen Überlegenheit sonnen kann, damit es die Kapitulation der See nicht als erzieherische Maßnahme entlarvt und das erhabene Ziel der Maßnahme zunichte wird oder sich gar ins Gegenteil verkehrt. Vielleicht ist es wirklich so. Mein Gott, woher soll ich es auch wissen? Niemand kennt die See. Man kann sich ihr nur anvertrauen oder es bleiben lassen. So ist es eben.

Aber zurück zum Vordeck und dem Gespräch zwischen dem Koch und meinem ölverschmierten Maschinisten, das ich beiläufig belauschte.

Ich erinnere mich undeutlich, daß sie sich über die Vorzüge unterschiedlicher Arten von Pfannkuchen unterhielten. Ein ungewöhnlicher Gesprächsstoff, naheliegend jedoch zwischen einem Koch und meinem Maschinisten, einem kleinen, sehnigen Mann von ungeahnter Kraft und Schnelligkeit und einer erbarmungswürdigen Nervösität, der Tag und Nacht von einem überwältigenden Gefühl des Hungers geradezu gemartert wurde – egal, ob er gerade eine vollwertige Malzeit zu sich genommen, oder seit Tagen nichts mehr gegessen hatte.

Ihre Unterhaltung verlief schleppend, und sie wurde von Minute zu Minute schleppender. Mir schien, als würden sie auf ihren Wörtern herumkauen, wie auf einem dicken, weichen Stück Schweinsleder, um sie schließlich, wie am Ende ihrer Kräfte, angewiedert auszuspucken. Und sie sahen sich nicht mehr an. Sie sahen hinab auf die Holzplanken, was ein Matrose nur dann tut, wenn er sie schrubben oder streichen muß. Sonst nie. Ein Kapitän übrigens sieht nur dann auf die Planken herab, wenn er nachsehen möchte, ob sie von den Matrosen geschrubbt oder gestrichen werden müssen. Sonst auch nie. Auf hoher See jedenfalls, bei voller Fahrt und in der Nähe eines Treibeisfeldes sieht ein Seemann nie auf die Planken hinab. Niemals!

Plötzlich erspähte ich einen kleinen Eisberg steuerbord voraus, knapp unter dem Horizont. Wahrscheinlich das Bruchstück eines bedeutend größeren Eisbergs, der sich irgendwann während des antarktischen Sommers vor vier oder fünf oder sechs, vielleicht sogar vor sieben Jahren von der Schelfeiskante des Rossmeers gelöst haben mochte und nun, in der Abenddämmerung seines Daseins, geborsten in unzählige Einzelteile, langsam dem Atlantischen Ozean entgegentrieb, wo er sich endlich auflösen würde. Keine Gefahr für mein Schiff. Ich meine nicht daß dieser kleine Eisberg mein Schiff nicht hätte zu Staub zermahlen können, aber es war einfach klar, daß er mein Schiff nicht zu Staub zermahlen, sondern steuerbords daran vorbeitreiben würde. Das wollte ich damit sagen.

Als der Eisberg erhaben, würdevoll, majestätisch näherkam, wie ein Gentleman sozusagen, ohne auch nur das geringste zu überstürzen, bemerkte ich, daß er einen Pinguin beherbergte. Das ist nichts Ungewöhnliches. Mittlerweile hatten auch der Koch und mein Maschinist den Eisberg bemerkt und sahen ihn stumpfsinnig an. Ihre Unterhaltung war endgültig versiegt. Sie standen nur noch kraftlos und unbeweglich im Bug und sahen den Eisberg stumpfsinnig an. Mehr war nicht mehr von ihnen zu wollen.

So. Und nun trieb der Eisberg steuerbords vorbei. Der Koch und mein Maschinist sahen den Pinguin an, und der Pinguin sah sie an. Wir waren etwa 300 Seemeilen von Kap Horn entfernt und 250 Seemeilen von der antarktischen Halbinsel, über uns das unendliche bleigraue Himmelsgewölbe und unter uns gute 3000 Meter Wasser nahe dem Gefrierpunkt. Und der Pinguin trieb auf dem Eisberg an uns vorüber und sah dem Koch und meinem Maschinisten in die Augen – freundlich irgendwie, aufmunternd, ja: interessiert! Danach zuckte er nur kurz mit seinen rudimentären Flügeln, wie um sie zu grüßen oder ihnen irgendein geheimes Zeichen zu geben, drehte sich um und verschwand hinter einer Erhebung des Eisbergs. Und der Eisberg trieb davon – ebenso gemächlich, wie er herangetrieben war.

Der Koch stierte dem Eisberg fassungslos hinterher, ohne eine Regung. Ich sah ihn drei Stunden später im Heck des Schiffes an der Reling stehen und den Punkt am Horizont fixieren, an dem der Eisberg sich seinen Blicken entzogen haben mußte. Mein Maschinist hingegen war gebrochen. Er ließ ganz plötzlich den Kopf hängen. Aber diesmal sah er nicht auf die Planken hinab. Er sah nirgendwo hin. Er war einfach gebrochen, und gebrochen schleppte er sich nach einer Weile mühsam davon, so langsam und müde, wie ich ihn nach dem schlimmsten Sturm nie hatte in seine Kojen kriechen sehen. Der Mann war fertig.

So ist das in der Antarktis.

## ÜBER DIE ENTDECKUNG DES PAZIFISCHEN OZEANS

Ich mag den Pazifischen Ozean. Ja, ich denke, unter allen Ozeanen ist er mir der liebste. Schon der Name! PAZIFISCHER OZEAN. Wie das klingt! DAS FRIEDLICHE MEER! Mit welcher Wärme der sanfte Wohlklang dieses Namens in unserer Seele verhallt! Mit welcher Fürsorge seine Verheißung unsere Gemüter versieht! Ich meine – der Pazifische Ozean ist mitnichten friedlicher als irgend ein anderer Ozean – ganz im Gegenteil! Aber allein der Name und die Gewissheit in einem Gewässer von solch verheißungsvoller Bezeichnung zu kreuzen, legen sich lindernd auf das geplagte Gemüt des Seemanns. Ja, Ihr werdet lachen, liebe Freunde: Selbst wenn es ein übellauniger Sturm ist, der das Schiff achtlos in den Pazifik schleudert – selbst unter diesen widrigsten aller Bedingungen wird sich unter den Mitgliedern der Mannschaft beinahe unverzüglich eine heitere und zuversichtliche Stimmung ausbreiten, sobald das gebeutelte Fahrzeug die unsichtbare Grenze zu diesem machtvollen Gewässer genommen hat. Ich sah Männer, besonnene Seeleute, die inmitten von haushohen Wogen ihre Arbeit mit einem Lächeln verrichteten, obwohl sie im Begriffe standen, von der nächstbesten Welle auf Nimmerwiedersehen von Bord gespült zu werden. Ohne Scheiß!

Ich weiß nicht, wer es gewesen ist, der diesen Ozean mit einer so unpassenden Bezeichnung versehen hat, und welche Umstände sein Tun begleiteten, als er nach einem Namen für dieses Meer sann. Früher dachte ich immer, der Mann könne keine Kenntniss von einem Gegenstand besessen haben, wenn er ihn durch seine Namensgebung nur so unzutreffend zu beschreiben vermochte. Heute denke ich das Gegenteil. Es war die Zeit, liebe Freunde, die mich bei der Hand nahm und einen Weg fand, mich dem Pazifischen Ozean näherzubringen. Und sie fand auch einen Weg, mich mir selbsr näherzubringen – mit der liebevollen Fürsorge und dem sanften Nachdruck einer klugen Mutter, die ihr verzagtes Kind an die Welt heranführt, auf daß es beizeiten lerne, sich darin zurechtzufinden. Genau so ist es. Heute ist mir der Pazifische Ozean eine

Heimat. Und auch ich selbst bin mir langsam zu einer Heimat geworden, zu einem bescheidenen aber freundlichen Heim zumindest, was mehr ist, als ich meiner geplagten Seele zu bieten vermochte, als ich noch wie ein Wahnsinniger die Weltenmeere durchpflügte und nach Dingen suchte, die dort nicht zu finden waren.

Heute vermag eigene Anschauung mir ein Bild zu zeichnen von den Beweggründen dieses Mannes, des Namensgebers des Pazifischen Ozeans, dessen Tun uns bei oberflächlicher Betrachtung so bescheuert dünkt, bei näherem Hinsehen jedoch eine Klugheit und Voraussicht offenbart, die unsere volle Hochachtung verdient.

Dieser Mann – wie gesagt: Ich weiß nicht, wer es war, aber wir sollten ihm vielleicht einfach einen Namen geben, auf daß er vor unserem inneren Auge ein wenig mehr Gestalt annehme und uns der Austausch über die Erforschung seiner Beweggründe erleichtert werde. TRARA!

Dieser Mann also – wir wollen ihn VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE nennen. Fragt mich bitte nicht, weshalb, liebe Freunde! Es ist nichts weiter, als eine flüchtige Laune, der ich auf antrieb keine Erklärung beizufügen weiß. Vielleicht verletzt sie Eure rechtschaffenen Empfindungen. Das täte mir leid, liebe Freunde, und ich möchte Euch versichern, daß ich solches nicht beabsichtige. Vielleicht jedoch besitzt Ihr gar keine solchen rechtschaffenen Empfindungen! Wohlan denn, ergötzet Euch an meiner verdorbenen Erfindungsgabe! Ja, schreiet das Erzeugnis meiner Niedertracht hinaus! Immer und immer wieder! Im Chor. Erfindet eine Melodie, die schandhaften Vokabeln zu untermalen! Rufet Musikanten herbei, der Botschaft mehr Kraft zu verleihen! Jawohl!

VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE!

VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE!

VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE!

Tatam-ta-tatam-ta-tatam-ta-taram-tata.



Und nochmal:

Rums-tarums-tarums-tata.

Und jetzt noch lauter:

Bummel-da-bummel-da-bummel-da-bum, Bummel-da-bummel-da-bummel-da-bonn.

Genau, es ist ein Riesenspaß!

Gut, vielleicht bin ich jetzt etwas zu weit gegangen. Entschuldigt mich! Aber bedenkt bitte, liebe Freunde, daß dem Namen dieses Mannes, eines Mannes, dem auch nur einen Funken seiner Ehrenhaftigkeit abzusprechen, ich nicht den geringsten Anlass habe, und – wenn Ihr die letzten Zeilen einer genauen Betrachtung unterzieht – solches auch nicht tat – bedenkt bitte, daß dem Namen dieses Mannes nicht die geringste Bedeutung zukommt. Weshalb also nicht unsere Lust am Verbotenen ein wenig herumtollen lassen? Weshalb nicht unsere geheime Niedertracht ein wenig auf den Weiden der freien Erfindung spazierenführen? Wo sie dort doch niemandem schadet. Weshalb nicht ein wenig unter den Toten wüten und, solcherart unserer niedrigen Triebe entledigt, den Lebenden mit mehr Wohlwollen entgentreten? Nun- mögt ihr darüber richten. Ich komme derweil zum eigentlichen Gegenstand meiner Rede zurück:

Dieser Mann also, VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE – er hatte Angst! Ja, er hatte die Hosen voll! Und dieser Name – Pazifischer Ozean! – das war einfach nur sein Wunsch! Nichts weiter! Sein Wunsch, dieses allmächtige Gewässer, dem er da plötzlich gegenüberstand, möge friedlich sein. Möge um Gottes willen friedlich sein! Möge um alles in der Welt friedlich sein! Eine Eingebung, der Name, geboren nicht aus dichterischer Neigung oder wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern aus dem blanken Entsetzen vor der furchterregenden Allmacht dieses unermesslichen Meeres! Das ist alles, glaubt mir.

Versucht ihn Euch einmal vorzustellen, liebe Freunde, diesen wackeren Seefahrer, wie er breitbeinig auf dem Achterdeck seiner elenden Brigg steht, wenige Fuß vor dem Steuermann, der in unmerklicher Konzentration seiner

Befehle harrt: Das Gesicht gezeichnet von Skorbut oder Seekrankheit oder irgendeinem anderen Gespenst der Meere, die Kleidung von Wind und Wetter zerschissen, die Geisteskraft von den Strapazen der Reise um ihr Selbstvertrauen gebracht, Äonen weit entfernt von seiner Frau und seinen Kindern oder irgend jemandem sonst, der ihm beistehen könnte, umgeben nur vom Horizont und einer Horde mürrischer Seeleute – allesamt abergläubisch, allesamt des Lesens und Schreibens unkundig, etwa zur Hälfte bereits der Liebe zum eigenen Geschlecht anheimgefallen und felsenfest davon überzeugt, im nächsten Augenblick von der Kante des Meeres in die schwarze Leere des Äthers hinabzustürzen oder einfach nur von einem Meeresungeheuer zunächst aufs gräßlichste zermanscht, und anschließend ohne jedes Mitgefühl aufgegessen zu werden – weit draußen, nahe der Antarktischen Konvergenz, wo das Wasser auch noch so entsetzlich kalt ist!

Keine glückliche Lage, in der sich unserer VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE da befand. Da kann es an Bord auch schnell mal Ärger geben. Da genügt manchmal schon ein verdorbenes Grießklöschen, und der Kapitän fliegt mit seinen letzten Getreuen über Bord. Manchmal sogar, ohne vorher noch richtig umgebracht worden zu sein. Einfach so - ZACK! Und die Mannschaft segelt in aller Gemütsruhe wieder nach Hause und erzählt den Leuten, sie seien von irgendwelchen wilden Ureinwohnern bei lebendigem Leibe gebraten worden. Womit dann natürlich auch gleich klar ist, daß sie nach menschlichem Ermessen nicht mehr leben können. Denn sie hätten es ja schon nicht überlebt, auch nur gebraten zu werden, aber schließlich wären sie ja nur deshalb gebraten worden, um anschließend als fertiger Braten denn auch noch verspeist zu werden. Womit dann auch unser letzter Funke Hoffnung dahin ist! SCHEISSE! Und damals gab es auch noch so viele unentdeckte Kontinente, mit so vielen unentdeckten Völkern von so unterschiedlicher Kultur und Gesinnung, daß man das gar nicht richtig nachprüfen konnte. Da war einfach alles möglich!

Also – ich denke, Ihr könnt Euch in etwa eine Vorstellung machen, von der verzweifelten Lage in der sich unser VASCO DA FICK·DICH·INS·KNIE da befand. So, und nun stellt ihn Euch vor, unseren wackeren Entdecker, wie er sich mühselig durch die Drakestraße kämpft.

Er beißt die Zähne zusammen, so fest der Skorbut es ihm eben erlaubt, und bis keiner seiner Weggefährten mehr auch nur ein einziges Wort seiner Reden versteht. Er verleugnet seinen Körper und seinen Verstand. Er mißhandelt sich geradezu. Er tut sich jede Gewalt an, deren sein erlischender Geist ihn noch befähigt, um etwas zu vollbringen, das aussichtslos nennen zu dürfen ihn schon in einen Freudentaumel versetzt hätte. Er ist nur noch das elende Wrack einer Maschine, deren Zweck und Bestimmung von der Mühsal ihres bloßen Betriebes bereits zerrieben wurde, die nun, ihres Zwecks und ihrer Antriebsquelle verlustig, ächzend und knirschend, ohne Sinn und Verstand immer und immer wieder jene einzige Bewegung zu vollführen versucht, die dem stumpfsinnigen Material von ihrem Konstrukteur einst eingehaucht ward.

So stand es um ihn, liebe Freunde. Ich stelle mir vor, daß er noch vor wenigen Stunden in seiner Kajüte über dem Logbuch zusammengebrochen ist und lange geweint hat – bis der Anblick seiner Tränen ihn an die knappen Süßwasservorräte erinnert und ihn so nachdrücklich ermahnt hat, auch mit seinen Körperflüssigkeiten umsichtig zu walten, daß es ihn aus seiner Agonie herausriß. Doch nun steht er auf dem Achterdeck neben seinem Steuermann, und er ist am Ende der Drakestrasse angelangt, unter 78° westlicher Länge von Greenwich, am Ende der Welt, am Ende von allen Vorstellungen, die die Menschheit sich von der Welt zu machen jemals gewagt hatte, am Ende von allen Vermutungen, die er jemals über seine eigene Person anzustellen gewagt hatte.

Was ich mit diesen wortreichen Ausführungen mich so sehr bemühe, Euch begreiflich zu machen, liebe Freunde, das ist, daß jener Augenblick, den ich vor Eurem inneren Auge heraufzubeschwören versuche, weit davon entfernt war,

materieller Natur zu sein. Unser Held befindet sich im Augenblick unter 78° westlicher Länge, das ist richtig, aber er segelt nicht auf einem Meer von Salzwasser, sondern auf einem Meer von Hoffnungen, Sehnsüchten, Ängsten, Weltanschauungen, Glaubensfragen, ein Meer jedoch, das eine kleine Brigg ebenso verschlingen kann, wie es das richtrige Meer tut.

Versuchen wir uns also vorzustellen, was in jenem Augenblick geschah, da VASCO DA FICK·DICH·INS·KNIE dem Pazifischen Ozean zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Erlaubt mir jedoch vorher noch eine kurze Anmerkung, damit das Bild unseres Helden, seiner Lebensumstände und jenes besonderen Augenblicks noch weiter an Schärfe und Vollständigkeit gewinnen mögen.

Kommen wir durch die Drakestraße gefahren und bringen unser Fahrzeug unter 78° westlicher Breite von Greenwich auf nordöstlichen Kurs, so sehen wir nichts anderes, als ein mieser, kleiner Fährmann auf dem Weg von Istanbul nach Alexandrien oder ein bedeutungsloser Fischer in seinem Stinkebötchen auf dem Viktoriasee – nämlich Horizont in allen Himmelsrichtungen und so weit das Auge reicht. Die meisten Festlandbewohner glauben, auf einer Schiffsreise sähe man ständig irgendwelche Küsten oder Inseln oder weiß der Geier was. Dem ist aber nicht so. Meistens gibt es außer dem Horizont weit und breit nichts zu sehen, tage-, wochen-, manchmal monatelang. Das hat etwas mit der Erdkrümmung zu tun, wenn Ihr mir diese kleine Belehrung gestattet. Ich glaube, die Erdkrümmung erlaubt es dem Insassen eines mittelgroßen Schiffes, etwa 9 Seemeilen weit vorauszublicken, zumindest soweit es ihm um Dinge zu tun ist, die sich nicht großartig über den Meeresspiegel erheben, wie etwa ein Buch, das im Wasser treibt, oder eine ganz flache Trommel. Einen hohen Berg an der Küste sieht man natürlich schon aus deutlich größerer Entfernung. Nun kann sich der Insasse unseres mittelgroßen Schiffes noch die Mühe machen, in das Krähenest hinaufzusteigen, wenn der Kapitän das erlaubt, und seinem

Weitblick auf diese Weise noch ein paar Seemeilen hinzufügen. Ich weiß nicht genau wieviele, aber das könnt Ihr zu Hause ganz leicht mit dem Satz des Pythagoras nachrechnen. Danach ist jedenfalls endgültig Feierabend.

Was ich damit sagen will, ist eigentlich ganz einfach, und es ist auch nicht besonders viel, aber, wie gesagt, es mag Eurer Vorstellungsgabe hilfreich zur Seite stehen. VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE sah nichts als Horizont, in jeder Himmelsrichtung und soweit sein Auge reichte. Klasse! Toll! Aber, liebe Freunde, wer die See kennt, wer sein Leben damit verbrachte, sie zu erforschen, mit den Augen eines Liebenden, der den Gegenstand seiner Sehnsucht und Begierde gleichzeitig zu umfassen und zu durchdringen sucht – ja, der sieht mehr! VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE, er erkannte unverzüglich, daß seine Reise, obgleich er sie vor wenigen Minuten noch nahe ihrem Ende wähnte, hier an dieser Stelle möglicherweise einen neuen Anfang nahm. Und der Name, den er diesem noch nie zuvor gesehenen Gewässer verpasste, augenblicklich verpasste, wie ich annehmen möchte – das war gleichsam eine Beschwörungsformel, die er mit der ganzen Kraft seiner Verzweiflung den Göttern, diesem Ozean und seinem eigenen Entsetzen ins Antlitz zu schleudern suchte, um sowohl deren, wie auch sein eigenes Gemüt zu beschwichtigen.

Heute wissen wir, daß er auch mit deutlich geringerem Aufwand die so verzweifelt herbeigesehnte Wirkung hätte erzielen können. Denn Gott mischt sich in die Angelegenheiten der Menschen sowieso nicht ein, weder im Guten, noch im Bösen. Und der Pazifische Ozean ... – nun, der hatte wohl einfach einen guten Tag, denn sonst wäre unser wackerer VASCO DA FICK-DICH-INS-KNIE sowieso nicht an einem Stück nach Hause gekommen.

## KÄPT'N BRASS ALS BRUCE WILLIS

Ach, Freunde! Auch ich möchte einmal ein Held sein.

Unrasiert und verlottert ziehe ich durch eine finstere Großstadt. Meine Kleidung ist mit Blut besudelt – meinem eigenen Blut! Den verwegenen Blick in die Ferne gerichtet, trachte ich nach Rache, Vergeltung, Gerechtigkeit. Niemand kann mich aufhalten. Wehe dem, der sich mir in den Weg stellt! Ich bin unverwundbar (wenngleich ich ständig verwundet bin). Ich besitze die unbezwingbare Macht der Gerechten. So streune ich durch die Großstädte dieser Erde. Ich esse nicht, ich schlafe nicht, ich rasiere mich nicht, und ich wechsle meine Unterhemden nicht. Ein göttlicher Auftrag hält mich am Leben. Ich bin gekommen, um zu töten. Die Guten dürfen immer töten. Die Guten töten ja auch wirklich ständig! Das muß man sich einmal vorstellen!

Auch ich möchte jetzt endlich einmal jemanden töten! Mit einem riesigen, unfehlbaren, knirschenden Schießgewehr. Ich will ein Held sein, wie jeder andere auch. Ich werde den Tod auf meine Schultern nehmen, um die Menschheit zu befreien! TRARA. Ich könnte irgend jemanden töten, egal wen. Aber am liebsten jemanden, den ich nicht kenne, jemand fremdes. Ich glaube, es ist nicht so gut, jemanden zu töten, den man kennt, egal ob man ihn nun besonders mag oder nicht. Am Ende hat man dann eben doch ein schlechtes Gewissen. Deswegen tötet man am besten auch irgendwo, wo man vollkommen fremd ist, weit weg von zu Hause.

Nachher, wenn man nach Hause kommt, wird man mit offenen Armen empfangen. Die Frau wartet bereits mit den Kindern auf der Holzveranda, die Augen feucht vor Freude, Stolz und Genugtuung, der Blick verschleiert von der ebenso zart wie bestimmt aufkeimenden Begierde, von dir endlich wieder einmal kräftig einen 'reingesammelt zu kriegen. JAWOHL! IST DOCH WAHR! Schüchtern steht sie am Stützpfeiler des Verandadachs und hält anmutig eure

jüngste Tochter auf ihrer Hüfte. Du hast sie noch nie gesehen. (Deine jüngste Tochter.) CHARLEEN, DAS IST DEIN DADDY!, sagt deine Frau zu dem Mädchen – zärtlich und behutsam. HI POPS! sagt das kleine Mädchen ein wenig befremdet. (Moment! Wieso spricht sie eigentlich englisch? Ach ja, Du lebst ja jetzt in Amerika!) Sie nestelt mit ihren süßen kleinen Fingern verlegen am Mieder deiner Frau herum, wodurch ihre herrliche Brust noch weiter entblößt wird – Sommersprossen wie Schmetterlinge aus Puderzucker, die keck in die laue Sommernacht ihres Busens hinabflattern. O GOTT, WAS FÜR EINE PRÜFUNG! ICH DARF GAR NICHT DARAN DENKEN! Aber Deine Frau bemerkt nichts. Sie ist ganz Mutter, was das verlegene Herumnesteln von süßen kleinen Fingern an ihrem Mieder angeht. Und das gefällt Dir. Das ist ja auch richtig so! Nun fährst Du Deiner Tochter liebevoll aber unaufdringlich durch die Haare. Es ist ein schwieriger Moment. Du siehst sie an und sagst HALLO, PARTNER! und hast damit bereits ihren Widerstand gebrochen.

Und nachdem Du Dich von Deinem Auftrag erholt hast, gehst Du wieder Deinem bürgerlichen Beruf nach. Jeder weiß, daß Du Großes vollbracht hast, aber niemand weiß etwas Genaueres. So bleibst Du allein mit Deinem fürchterlichen Geheimnis, entschädigt allein durch die dankbaren Blicke Deiner Nachbarn und Mitbürger. Und das Raumschiff, das Du zu Schrott gefahren hast, zahlt der Staat. Mein Gott, wie einfach doch das Leben sein kann!

**KÄPT'N BRASS ALS TRAUERKOLOSS**  
aus dem erzählerischen Werk

## **KÄPT'N BRASS UND DER FUSSABTRETER**

Ich will einfach nur dazugehören. Mehr ist es nicht. Ich will, daß die Welt mein Zuhause ist, und wenn jemand an meiner Tür klopft, will ich frohen Mutes hingehen und die Tür schwungvoll öffnen, ohne erst nachzusehen, wer draußen ist. Und während ich sie noch öffne, will ich schon beiseite treten, damit ich niemandem im Wege bin, der eintreten will. Und ich will unbedingt eine dieser tollen Fußmatten haben, wo in geschwungener Schrift draufsteht: WILLKOMMEN!

Ja, Freunde! Ich bin hier. Und mein Name ist Brass. *KÄPT'N* Brass. *Euer* Käpt'n Brass.

## **KÄPT'N BRASS UND DIE ERINNERUNG**

Wenn ich an den Teemarkt im Hafen von Schanghai denke oder an den ersten Eisberg, den ich in meinem Leben sah, oder an meine abenteuerliche Fahrt den Ganges hinauf, an meinen ersten Taifun im Südchinesischen Meer oder die verschneite Küste Alaskas, an den Anblick der Johnston-Insel, wie sie in der Morgensonne langsam über dem Horizont auftauchte, als ich der ersten Begegnung mit meinem Sohn entgegensah, oder an jenen sterbenden Hund in einer Gosse der Altstadt von Benares, der mich ansah, als flehte er darum, ich möge mich abwenden ...

Wenn ich an den Hafen von Sansibar denke oder die Timorsee oder an das wundervolle Nordpolarmeer, oder wenn ich an den Anblick meiner Tochter denke, wie sie an ihrem ersten Schultag im Eingang der Grundschule von Rio

Gallegos stehenblieb und sich noch ein letztes Mal unsicher nach mir umsah, bevor sie im Gebäude verschwand, oder wenn ich an meinen Steuermann denke, wie er versonnen neben mir an der Reling stand und die Küste Mexikos betrachtete und dann, ohne ein Wort zu verlieren ins Wasser sprang und davonschwamm – ...

Alles das - die Menschen, die Dinge und die Ereignisse – ich sehe sie nicht so vor mir, wie sie sich mir damals dargeboten haben müssen. Ich sehe mich sie sehen. In allen meinen Erinnerungen. Ich stehe vor mir und beobachte das, woran ich mich erinnere. Als hätte ich gar nicht erlebt, woran ich mich erinnere, sondern würde mich daran erinnern, wie ich mir vorstellte, es zu erleben.

## **KÄPT'N BRASS ÜBER SCHICKSAL UND VERGANGENHEIT**

Ich kann nicht sagen, was mich dazu bestimmt haben mag, Kapitän zu werden – eine besondere Fähigkeit, eine Leidenschaft, ein Kindheitstraum, Ausbildung oder Familientradition oder vielleicht eine geheime Sehnsucht meines Vaters, die er mich unbemerkt gedrängt hat, an seiner statt auszuleben ...

Ich kann mich nicht mehr an meinen Vater erinnern. Er ist mir auf dem Weg in meine Gegenwart verlorengegangen. Ich kann mich auch nicht mehr an meine Kindheit und an meine Jugend erinnern und an das, was mich damals umgetrieben haben mag. Erwarten Sie nicht, von mir zu hören, daß ich schon als kleiner Junge jeden Tag nach der Schule zum Strand hinablief und stundenlang auf das Meer hinaussah und den Entschluß faßte, ich würde eines Tages Kapitän werden und eine stolze Brigg über die Ozeane dieser Welt führen - während meine Mutter in den verschlafenen Gassen unseres Dorfes verzweifelt nach mir suchte.

Nein – ich denke, so ist es nicht gewesen. Ich kann mich nicht daran erinnern, eine Schule besucht zu haben. Und ich bin mir nicht sicher, ob ich tatsächlich am Meer aufgewachsen bin. Obwohl es mir so vorkommt – ich kann mir einen Tag nicht vorstellen, an dem ich dem Meer fern gewesen sein sollte. Aber das sind alles nur Vermutungen.

Manchmal kommt es mir vor, als sei ich an einer Küste geboren worden, und vom Schoß meiner Mutter auf das Meer hinausgesegelt, um nie wieder zu nichts und niemandem zurückzukehren. Aber so kann es eigentlich nicht gewesen sein.

Ich stand mein gottverdammtes Leben lang mit einer blöden Pfeife im Mund und einem bescheuerten Vollbart im Gesicht auf dem Achterdeck meiner Brigg neben dem Steuermann und habe zum Horizont gesehen und eine Handvoll Seemänner sinnlos herumkommandiert, die es genausogut wußten wie ich. Das war's. Danach bin ich in meine Kajüte gegangen und habe an meine Kinder gedacht oder mit meinem Hund gesprochen. Und wenn die See es zuließ, habe ich auf meinem alten Grammophon Opernarien gehört und gehofft, daß die Mannschaft es nicht merkt.

Mehr ist es nicht gewesen.

## **DIE GROSSE NACHT DES KÄPT'N BRASS**

Ich muß immer an jene Nacht zurückdenken, in der mir plötzlich alles klar wurde und ich mein Gedächtnis zu verlieren begann, und mein Hund von einer Welle über die Schanzkleidung gespült wurde und ertrank.

Es geschah alles innerhalb weniger Augenblicke, aber nicht gleichzeitig, sondern schön der Reihe nach, so kurz aufeinander etwa, wie eine Welle auf die nächste folgt, und ebenso unwiderruflich: Zuerst wurde mir plötzlich alles klar. Danach ging mein Hund über Bord. Und sowie die Welle ihn aus meiner Gegenwart gelöscht hatte, begann ich auch schon mein Gedächtnis zu verlieren – als habe der Verlust des Hundes ihm ein winziges Leck geschlagen, dem meine Erinnerungen seit jenem Tag unmerklich entweichen.

Heute kann ich nicht mehr im Einzelnen benennen, was genau mir in jener Nacht klar wurde – welche Wege meine Gedanken plötzlich einschlugen, die sie zuvor niemals gegangen waren. Aber ich weiß noch, daß mir alles klar wurde, und daß mein Leben in jenen wenigen Augenblicken zu einem anderen wurde – ohne daß ich zu beschreiben wüßte, wie es heute ist oder vor jener Nacht gewesen sein mag.

Ich stand wie immer auf dem Achterdeck neben meinem Steuermann und sah über das Vorschiff hinweg in die Nacht hinaus. Unter mir auf dem Mitteldeck hatte sich mein Hund an der Schanzkleidung aufgerichtet und sah ebenfalls in die Nacht hinaus.

Das tat er immer – in der gleichen Haltung an derselben Stelle: Er stand auf seinen Hinterläufen steuerbords neben der Truhe mit den Hanfspulen, die Vorderpfoten auf die Schanzkleidung gestützt, und sah in Fahrtrichtung auf das Meer hinaus – solange ich mich auf dem Achterdeck befand. Verließ ich das Achterdeck, so verließ auch er seinen Posten, um mir auf dem Fuße zu folgen, wohin auch immer ich ging. Sonst blieb er Stunde um Stunde unbeweglich dort stehen, ohne daß seine Haltung oder sein Mienenspiel auch nur die geringste Regung verraten hätten. Nur seine langen Schlappohren flatterten im Wind. Nichts konnte ihn dazu bewegen seinen Posten aufzugeben oder gegen einen anderen einzutauschen oder auch nur seine Aufmerksamkeit ablenken. Egal was geschah – er blieb stur neben der Truhe mit den Hanfspulen stehen, und sah steuerbords über die Schanzkleidung hinweg. Auch wenn wir backbords an

einem anderen Schiff, der Küste oder einem belebten Kai entlangfahren, oder wenn auf der Brigg etwas geschah, das unbedingt seine Neugier hätte wecken müssen.

Damals glaubte ich manchmal, er sei immer auf seinem Posten und halte Ausschau – selbst wenn er gerade zu meinen Füßen auf dem Boden der Kajüte lag und mich versonnen betrachtete. Wie ein guter Geist, dachte ich. Als wollte er das Schiff, die Mannschaft und mich vor einer Gefahr bewahren, die nur er kannte, und die er gewiß war, eines Tages steuerbords am Horizont auftauchen zu sehen.

Heute fällt es mir schwer, die Erinnerung an meine Brigg wachzurufen, ohne ihn neben der Truhe mit den Hanfspulen stehen zu sehen. Ich liebte ihn für diese Gewohnheit. Ich liebte seinen Anblick – wie er regungslos an der Schanzkleidung stand und auf das Meer hinaussah, und seine Ohren im Wind flatterten. Ich fühlte mich wohl, wenn ich ihn auf seinem Posten in meiner Nähe wußte. Als teilte er sich etwas mit mir, das zu teilen mich erleichterte ... ich weiß nicht, was – eine Verantwortung oder eine persönliche Qual oder einfach nur die ungewisse Zukunft, der wir entgegenfahren. Vor allem jedoch berührte mich, wie bedingungslos und unerschütterlich er an seiner Gewohnheit festhielt. Auch wenn er ein Hund war: Er mußte wissen, was ihm entging! Dennoch blieb er stets auf seinem Posten und gestattete sich nicht die geringste Ablenkung.

Anfangs war ich davon überzeugt, daß er nach etwas Bestimmtem Ausschau hielt. Aber mit der Zeit wurde mir klar, daß es das nicht sein konnte. Schon allein, weil er immer steuerbords auf das Meer hinaussah, gleichgültig in welche Himmelsrichtung wir fuhren.

Heute weiß ich, daß er es aus Verzweiflung tat. Er hatte nichts Bestimmtes im Sinn, wenn er sich an der Schanzkleidung aufrichtete und auf das Meer hinaussah. Ich vermute, er sah noch nicht einmal wirklich auf das Meer hinaus

– wahrscheinlich sah er einfach nur so vor sich hin. Er suchte seinen Seelenfrieden – das war es, was sich hinter seiner Gewohnheit verbarg. Er brauchte sie, weil er nicht wußte, wie er den unzähligen Möglichkeiten begegnen sollte, die der Alltag ihm bot. Er hatte sich eine Gewohnheit geschaffen, um sich daran wie an einer Sicherheitsleine durch ein Leben zu hangeln, dem er sich nicht gewachsen fühlte. So, wie manche Menschen es auch tun.

So war mein Hund. Und ich liebte ihn so, wie er war und für das, was er war. Denn er war wie ich. Denn ich wußte, daß er mich ebenso gut verstehen und hinnehmen konnte, wie ich ihn, und daß er mich ebenso wenig wegen meines zerrissenen Gemüts geringschätzte, wie ich ihn wegen des seinen. Er war meine Gelegenheit, Frieden mit mir zu schließen.

Doch zurück zu jener Nacht.

Wir waren auf der Beaufortsee unterwegs, unweit der Prinz Patrick Insel und segelten unter etwa 130° westlicher Länge entlang der Grenze des Treibeises auf die Küste Alaskas zu. Es war kalt und es regnete, und ab und zu fuhr ein Blitz durch die Dunkelheit und ließ die regennasse Brigg in seinem fremdartigen Widerschein aufleuchten. Danach herrschte wieder so tiefe Finsternis, daß ich gerade noch das Bugsprit ausmachen konnte. Die See hingegen lag im Dunkeln verborgen, aber ich erkannte ihre Laune und Beschaffenheit in den Bewegungen des Schiffs. Die Wellen kamen in schneller Folge gestreckt von achtern und der Wind griff herzhaft in die Segel. Die Brigg machte gute Fahrt und stampfte gelassen vor sich hin.

Es war eine Nacht, wie man sie auf der Beaufortsee nicht anders erwarten kann – eine Nacht, wie jede andere. An Deck war schon seit langem kein Wort mehr gesprochen worden. Jeder hatte sich in sein Ölzeug verkrochen und stand irgendwo für sich allein herum, sah in die Nacht hinaus und hing seinen Gedanken nach.



Da geschah es, daß ich im grellen Licht eines Blitzes auf dem Vorschiff eine Gruppe von Kindern stehen sah. Ein Dutzend Kinder etwa, in gelbes, rotes und blaues Ölzeug gehüllt, die Kapuzen auf dem Kopf, dicht beieinander aber ordentlich in zwei Reihen aufgereiht. Sie standen mit den Gesichtern zu mir unmittelbar vor dem Bug, vorn die Kleinen und hinten die Großen, und sangen etwas. Vor ihnen, mit dem Rücken zu mir, stand eine Frau, auch sie in Ölzeug gehüllt, und leitete den Chor mit sanften Handbewegungen. Ich konnte nicht hören, was die Kinder sangen, aber ich sah, wie sie in Hingabe an eine Melodie ihre Münder aufsperrten und ihre Köpfe im Takt auf und ab und hin und her bewegten und aufmerksam die Bewegungen der Frau verfolgten.

Es war keine Täuschung – nicht in dem Sinne, daß ich glaubte, etwas vor mir zu haben, das in Wirklichkeit nicht da war. Ich wußte, daß auf dem Vorschiff keine Kinder waren. Ich sah auch nicht verstohlen zu meinem Steuermann, um heimlich in seiner Miene Gewißheit zu suchen. Da waren keine Kinder! Weder für mich, noch für sonst irgend jemand. Aber ebenso gewiß war, daß ich sie gesehen hatte – und niemand außer mir. Es war eine Erscheinung, aber sie kam offen und unverhohlen als Erscheinung daher und sie hatte einen Sinn, und sie galt allein mir.

Als der nächste Blitz durch die Nacht fuhr, waren sie wieder da. Ich hatte sie bereits erwartet. Es war schön, wie sie dort standen, unberührt von dem, was um sie herum geschah, ganz versunken in ihr Lied, und wie ihr buntes Ölzeug auf dem stumpfen Hintergrund des Vorschiffs fröhlich glitzerte. Ich war gerührt von ihrer Anwesenheit, und fühlte mich geschmeichelt von ihrer Darbietung und der Liebe und Hingabe, die sie hineinlegten. Mir war, als brächten sie mir ein Ständchen. Mehr noch: Als würden sie eine Hymne singen auf mich und mein Leben, ohne danach zu fragen, wie es nun gewesen war, oder was ich denn eigentlich vollbracht hatte. Einfach so. Aus Liebe – in blindem Vertrauen ... – als glaubten sie an mich.

Diesmal sah ich ganz rechts in der hinteren Reihe meinen Sohn von den Johnston Inseln. Und über der Schulter der Frau, vorn, unter den kleineren Kindern, glaubte ich das Gesicht meiner Tochter aus Rio Gallegos hervorschauen zu sehen. Heute denke ich, daß in jener Nacht alle meine Kinder auf dem Vorschiff der Brigg versammelt standen, und daß sie sich dort eingefunden hatten, um mir ein einziges Mal gemeinsam ein Ständchen zu bringen. Aber das kann ich nicht beschwören. Ich hatte nicht die Zeit, mir die Kinder einzeln anzusehen, und ich konnte sie auf die Entfernung auch nicht genau erkennen. Außerdem weiß ich gar nicht, wieviele Kinder ich habe, und wie sie alle aussehen. Ich glaube jedoch seit jener Nacht, daß ich genau so viele Kinder habe, wie da auf dem Vorschiff meiner Brigg standen. Etwa ein Dutzend. Und es sind seitdem auch keine mehr dazugekommen.

Da fuhr wieder ein Blitz durch die Nacht. Ich wußte, daß ich meine Kinder nun zum letzten Mal sehen würde. Ich weiß nicht, warum ich mir dessen so sicher war – vielleicht, weil aller guten Dinge drei sind, wie die Leute so schön sagen, oder wegen der Heiligen Dreifaltigkeit des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, oder einfach, weil es dem Zweck der Erscheinung widersprochen hätte, die ganze Nacht lang wieder und wieder vor meinen Augen Gestalt anzunehmen, denn sie war nicht dazu da, mein geplagtes Gemüt auf billige Weise aufzumuntern, sondern wollte etwas Bestimmtes an mir vollbringen, das nach dem dritten Mal vielleicht einfach vollbracht war, und mußte nun den anderen Geschehnissen weichen, die noch fehlten, um das Werk vollkommen zu machen. Denn die Dinge, die in jener Nacht geschahen, geschahen nicht zufällig, sondern gehorchten einem verborgenem Sinn, der sie leitete und verband, und nur gemeinsam konnten sie vollbringen, was zu vollbringen ihre Bestimmung war. Davon bin ich überzeugt.

Als ich nun meine Kinder zum letzten Mal in ihrem bunten Ölzeug auf dem Vorschiff in Regen stehen sah, und als die Gewißheit mich durchfuhr, daß ich von ihnen Abschied nehmen mußte, und daß ich sie niemals wieder vollständig vereint wiedersehen würde – da breitete sich mit einem Mal mein Leben in

vollkommen ungetrübter Klarheit vor mir aus, so deutlich und übersichtlich und so eindringlich in allen seinen Einzelheiten, wie eine Gebirgslandschaft in der frühen Herbstsonne. Es war, als habe der Blitz nicht meine Gegenwart und meine unmittelbare Umgebung aus der Dunkelheit jener Nacht gelöst, sondern meine gesamte Vergangenheit von der Finsternis einer eigenartigen Betäubung befreit, die mich bis dahin gefangengehalten hatte. Und da war es, daß mir plötzlich alles klar wurde. Ich sah den Weg, der von meiner Mutter Schoß geradewegs auf das Achterdeck meiner Brigg geführt hatte. Ich konnte ihm folgen, wie man auf einer Karte mit dem Finger einer lange vergangenen Reise folgt und in stiller Muße das Abenteuer auferstehen läßt, ohne dessen Entbehrungen und Gefahren ein zweites Mal durchleben zu müssen. Ich sah, wie eins zum anderen gekommen war, und wie das eine zum anderen gehörte und zu ihm paßte, und wie alles ineinander verschränkt und miteinander verknüpft war und einander bedingt hatte; wie das zweite auf das erste gefolgt war und das dritte auf das zweite, und jedes das nächste erzwungen hatte, und das letztere dem ersteren die Rechtfertigung gewesen war – wie eines dem anderen in die Zukunft vorausgeeilt war, während der Sinn des Ganzen sich immer tiefer in der Vergangenheit verloren hatte; und wie es immer so weitergegangen war, ohne je einen Umweg zu nehmen oder eine Rast einzulegen, von meiner Geburt bis zu jenem Augenblick, da ich zum ersten Mal vom Achterdeck meiner Brigg die Augen auf den Horizont richtete – denn dort endete der Weg vor vielen Jahren. Nichts anderes hatten die Ereignisse im Sinn gehabt, als mich dort abzuliefern, mich wie ein verlorenes Standbild auf dem Achterdeck neben meinem Steuermann abzustellen und anschließend fröhlich lärmend und sich gegenseitig auf die Schultern klopfend den Laufsteg zum Kai hinunterzupoltern, schnell noch die Tauen der Brigg zu lösen und dann in der nächstbesten Hafenkneipe einzukehren, um sich endlich einmal wieder richtig vollaufen zu lassen und ein paar Frauen flachzulegen. So kam es mir vor.

Ich war nicht frohen Mutes auf meinem Weg einhergeschritten, sondern von den Ereignissen vorangeschubst und geschoben und gezerrt worden wie ein gutmütiger, dummer, alter Esel. Ich hatte nicht getan, worum es mir gegangen

war und nicht verfolgt, wonach ich mich gesehnt hatte. Weil ich nicht erkannt hatte, was es war, und nicht geahnt hatte, daß es nicht das war, was ich tat. Doch im grellen Widerschein jenes letzten Blitzes leuchtete es plötzlich in aller Klarheit vor meinen Augen auf. Und ich erschrak, als ich meine Hilflosigkeit erkannte, und die Zeit, die ich hilflos meinem Schicksal bei der Arbeit zugesehen hatte, denn was ich sah, das, worum es mir schon immer zu tun gewesen war, ohne daß ich es jemals bemerkt hatte, war einfach und gewöhnlich, und hatte immer in Reichweite meiner Gedanken gelegen und geduldig auf mich gewartet; nicht jedoch in Reichweite meines Lebens, denn es war nie dort zu finden gewesen, wo ich mich aufgehalten hatte – nicht in meiner Kajüte oder auf dem Achterdeck, nicht in den Arien der Callas oder in den Augen meines Hundes, nirgendwo auf meiner Brigg oder auf irgendeinem Ozean – sondern an der Küste, an Land, dort, wo Häuser stehen und Leute leben und Straßen entlangführen, wo man den Horizont nicht sieht, wo es laut ist und staubig, dort, wo es unerträglich eintönig hergeht, wie der Seemann sagt, wo man die Toten vergräbt, damit man sie später noch besuchen kann, anstatt sie mit einem knappen Lebewohl auf Nimmerwiedersehen über Bord zu werfen und insgeheim zu hoffen, die Haifische mögen sich an ihren Krankheiten anstecken. Wo die Leute sich in weiße Taschentücher schneuzen und von einem Abenteuer zur See träumen, und jeder gezwungen ist, das Scheitern und Gelingen seines Nächsten mitanzusehen.

Doch da erlosch der Blitz und mit ihm erlosch auch der ungetrübte Ausblick auf mein vergangenes Leben.

Und schon erzitterte die Brigg, und ich sah, wie backbords aus dem Nichts heraus eine mächtige Welle über die Schanzkleidung brach. Genaugenommen brach sie gar nicht über die Schanzkleidung, sondern setzte mit der Macht und Vollkommenheit einer jagenden Löwin ungebrochen darüber hinweg. Sie wölbte sich weit über das Mitteldeck, erstarrte einen Augenblick im Scheitelpunkt ihrer Bewegung, als würde sie etwas suchen oder ihre Kräfte sammeln wollen, und ging schließlich mit aller Gewalt steuerbords hinter meinem Hund nieder und

löschte ihn aus meinem Leben – mühelos, als sei er bloß ein Gedanke gewesen. Es gab keinen Kampf, keine Gewalt, kein Ringen oder Klammern, kein Jaulen, Zerren oder Quetschen. Die Welle warf sich über meinen Hund und hüllte ihn ein, als wollte sie ihn davor bewahren, sich an der Schanzkleidung zu verletzen, oder verhindern, daß jemand Zeuge seiner Hilflosigkeit würde. Dann hob sie ihn empor und trug ihn fort in die Nacht und auf das Meer hinaus. Er war einfach weg. So unwiderruflich, als habe es ihn nie gegeben. Und nur das schaumige Salzwasser, das durch die Öffnungen der Schanzkleidung ins Meer zurückkrann, zeugte noch von dem, was geschehen war.

Die Männer waren vom unerwarteten Übergriff des Meeres überrascht worden und suchten einander mit verstörten Blicken, um herauszufinden, ob jemand fehlte. Doch niemand sah nach meinem Hund. Sie mochten ihn alle. Ich glaube, sie bewunderten ihn sogar ein wenig, wegen des unermüdlichen, stillen Fleißes mit dem er einen Dienst versehen hatte, der ihm nie abverlangt worden war. Oder weil sie spürten, wie tief ich ihm verbunden war, und wie sehr ich ihm vertraute. Aber unbeweglich und ausdauernd wie er stets auf seinem Posten verharrt hatte, war er den Männern mit der Zeit immer mehr zu einem festen Bestandteil des Schiffes geworden und sie kamen nicht auf den Gedanken, sich seiner Gegenwart vergewissern zu müssen.

Ich allein hatte bemerkt, daß die Welle meinen Hund fortgespült hatte. Doch ich rührte mich nicht von der Stelle, und ich machte niemanden darauf aufmerksam. Ich sah auch nicht nach, ob einer meiner Männer fehlte oder verletzt worden war. Ich blieb neben meinem Steuermann stehen und sah über das Vorschiff hinweg in die Nacht hinaus, als sei nichts geschehen. Ich bedaure es heute noch, jedesmal wenn ich daran denke. Nicht, weil es etwas gab, das ich hätte tun können. Ich konnte meinen Hund nicht retten. Er war nicht irgendwo draußen in der Nacht und strampelte im eisigen Wasser verzweifelt um sein Leben. Er war weg, und wo auch immer das sein mochte – es war nicht in meiner Reichweite, nicht in Reichweite irgendeiner Maßnahme, die ich hätte ergreifen können, um ihn in mein Leben zurückzuholen. Das wußte ich. Und ich

wußte auch, daß keinem meiner Männer etwas geschehen war. Denn jene Welle war nicht aus einer Laune der Natur über die Brigg hereingebrochen, um fröhlich im Wechselspiel der Ereignisse ein wenig mitzumischen. Sie war gekommen, einen Platz einzunehmen und auszufüllen, den der verborgene Sinn der Ereignisse jener Nacht ihr von Anfang an zugedacht hatte. Sie war gekommen, mir meinen Hund zu nehmen – auf das der Schmerz über seinen Verlust die Erkenntnisse besiegeln möge, die ich zuvor gewonnen hatte, – meine Entdeckungen an ein Erlebnis zu binden, das ausreichend Kraft und Gewicht besitzen und genügend sperrig sein würde, mich in die Zukunft zu begleiten, ohne auf dem Weg dorthin irgendwo im trüben Dickicht meiner dumpfen Gedanken verlorenzugehen. Genau so war es.

Und dennoch bedaure ich es, regungslos auf dem Achterdeck stehengeblieben zu sein, als wäre nichts geschehen. Denn schließlich war etwas geschehen! Heute noch werde ich manchmal von der Vorstellung gequält, mein Hund habe mich vielleicht sehen können von da, wo er war – aus dem Hundehimmel, wenn es so etwas gibt, oder vom Grund des Meeres, vielleicht auch aus dem Krähenest, oder irgendwo aus der Nacht heraus, falls er sich einfach darin aufgelöst hatte, aus der Luft, die mich umgab, ... von wo auch immer – er habe zusehen müssen, wie ich ungerührt neben meinem Steuermann stehenblieb, nachdem die Welle ihn fortgetragen hatte, und würde seither gebrochen durch seine ewigen Jagdgründe schleichen wie ein Verdammter – enttäuscht, gekränkt, betrogen und verraten von dem, der ihm das Liebste gewesen und ohne Aussicht, jemals von seiner Pein erlöst zu werden, ohne daß ich je Gelegenheit haben würde, ihm zu erklären, was damals wirklich in mir vorging, ihn noch ein letztes Mal hinter den Ohren zu kraulen und seinen Kopf zu tätscheln, wie ich es früher tat, abends, wenn wir vor dem kleinen Ofen in meiner Kajüte saßen, und ich ihm Geschichten aus meinem bewegten Leben erzählte.

Doch das ist noch nicht einmal das schlimmste. Ich habe etwas versäumt damals, ... – übersehen, mißverstanden ... – etwas, das sich mir nie wieder in dieser Weise zu tun bot. Ich entdeckte es erst viele Jahre später. Ich hatte verstanden, was in jener Nacht mit mir und um mich herum geschah – bereits während es geschah, und ohne daß ich lange darüber hätte nachdenken müssen: Woher die Ereignisse kamen und wohin sie gingen, und was sie im Schilde führten. Und ich wußte, daß sich die Dinge in ihrem vorgezeichneten Lauf nicht würden beirren lassen. Doch eines hatte ich nicht erkannt: Ich war nicht dazu verdammt, sie ohne Widerspruch hinzunehmen. Es war mir überlassen, ihnen auf die eine oder andere Weise oder gar nicht Rechnung zu tragen. Ich konnte tun, was ich wollte. Ich glaube sogar, ich sollte tun, was ich wollte. Ich mußte nur hinnehmen, daß es aussichtslos sein würde. Das war der Spielraum, den die Ereignisse für mich bereithielten. Das war es, wozu sie mich aufforderten, die Gelegenheit, die sie mir boten, die ich zu ergreifen versäumte, weil ich sie nicht erkannte, der kleine Unterschied dessen große Bedeutung mir erst Jahre später aufgehen sollte.

### **Notizen zum Ende der Geschichte**

*Ich hatte Angst. als ich regungslos auf dem Achterdeck stand.*

*Ich glaube, die Männer sahen in meinem Verhalten nichts als kaltblütige Selbstbeherrschung und nahmen es als Zeichen großer Erfahrung und Sicherheit. Ich glaube sogar, sie hielten mich für weise. Jedenfalls vertrauten sie mir. Sie dachten, wenn ich mich nicht von der Stelle rührte, könne nichts Schlimmes geschehen sein. Und sie verließen sich darauf.*

*Ich hätte gern aussichtslose Dinge getan. Ich hätte vor Wut über mein Schicksal meinen Stiefel in die Nacht schleudern können. Der Welle hinterherjagen.*

*Der Mut, mich meiner Verzweiflung hinzugeben*

*Die Angst, die letzten Fäden aus der Hand zu verlieren  
Es ging nicht um die Rettung meines Hundes, sondern um meine.  
Später gingen die Matrosen an mir vorbei und jeder drückte mir die Hand. Ich blieb sitzen, weil ich nicht die Kraft hatte aufzustehen.*

*Ich merkte, sie waren vielleicht wie ich. Ich wechselte nie wieder die Mannschaft, und sie wechselten nie wieder das Schiff. Wir redeten weniger, aber wir verstanden uns besser. Ich hatte keine Befürchtungen mehr, wenn ich mir die Arien der Callas anhörte, daß sie sich über mich lustig machten, denn ich wußte, daß sie es nicht taten, und daß sie es auch vorher nie getan hatten.*

## **BREITSEITE EINES CHRONISTEN**

Nun, mein Lieber - ...

Wie ist es eigentlich, wenn Du da auf der Brücke stehst und auf das Meer hinaussiehst? Mit Deiner Kapitänsmütze, dem Vollbart im Gesicht und der ewigen Pfeife im Mund? Geht es Dir gut dabei? Fühlst Du Dich wohl? Ich meine - wenn Du da so stehst ... - denkst Du, daß es das ist, was das Leben von Anfang an für Dich vorgesehen hatte? Und denkst Du, daß es gut ist? Gefällt es Dir? Bist Du zufrieden mit deinem Schicksal? Oder glaubst Du, daß es sowieso nicht hätte anders kommen können?

Ich will mich nicht über Dich lustig machen. Es kommt mir nur so vor, als würdest Du das vielleicht selbst manchmal denken: Daß die Mütze und der Vollbart und die Pfeife und überhaupt: dieses ganze Getue, all diese Würde und Erhabenheit, diese Selbstbeherrschung und Verschwiegenheit - für nichts und wieder nichts - diese Ruhe und Gelassenheit, diese Gerechtigkeit selbst

angesichts von Schicksalsschlägen, die andere Menschen in den Wahnsinn treiben würden, dieser ewige Blick über das Meer hinweg, aus Augen, die zusammengekniffen sind, ohne dabei zu zittern ... - als könntest Du dort Dinge sehen, die außer Dir niemand auch nur zu ahnen vermag, als könntest Du das Schicksal des Universums aus den Bewegungen der Wellen ablesen und der Farbe der Luft und der Gestalt der Wolken und dem Flug der Möwen, die dein Schiff begleiten und all diesen Sachen – als seist Du Jesus oder der liebe Gott persönlich oder irgendein anderer Erlöser, herabgefahren zur Erde, um die Menschheit ein letztes Mal von diesem ganzen heillosen Scheiß zu befreien. Ja! Als würdest Du nur noch darauf warten, daß Deine Zeit komme, damit Dein Wille geschehe, so zu Lande, wie zur See. Auf irgendein Zeichen, das sich am Horizont zeigen wird. Ein Zeichen, das niemand kennt, auch Du nicht, das aber nur Du allein als Zeichen ausmachen kannst, wenn es sich denn zeigen wird. Und dann wirst Du endlich losschlagen und Gerechtigkeit üben und die Spreu vom Weizen trennen. Genau! Aber nicht etwa auf die sanfte Tour! Neineinein! – Du wirst diesen gottverdammten Scheißladen so richtig gründlich aufmischen, stimmt's?

## **DER WUNSCH DES KÄPT'N BRASS**

Eigentlich wollte ich immer nur, daß alles gleich bleibe. Daß ein Tag so sei wie der andere und ein Jahr wie das nächste, bis ans Ende meiner Zeit. Das ist es, was ich mir immer gewünscht habe – vielleicht in der Hoffnung, es würde sich mir dadurch ein Raum auftun, ein Ort, von dem aus ich mich hätte entscheiden können, was ich überhaupt mit meinem Leben anfangen wollte. Doch es ist nicht so gekommen, obwohl ich mich nach Kräften darum bemüht habe.

ch habe Menschen nie verstehen können, die sich nach Abwechslung sehnen, die das Abenteuer suchen, den Nervenkitzel oder gar die Gefahr. Menschen, die ehrfürchtig zu mir aufsahen, wenn sie mich mit meiner albernen Kapitänsmütze auf der Brücke meiner Brigg entdeckten, die mich bewunderten, wenn sie mich eine Handvoll rauhbeiniger Seeleute sinnlos herumkommandieren sahen und mich um meinen Beruf beneideten. Sie wußten nicht, wovon ihnen träumte. Natürlich wußten sie es nicht!

Meine Nerven haben immer gekitzelt. Ich mußte nie etwas dafür tun. Es geschah immer ganz von allein, und ich fand es unerträglich. Ich habe es nie gewollt, daß meine Nerven kitzelten, daß ich mich und mein Leben spürte, auch wenn es mir nicht gelegen kam - wenn ich gerade in Ruhe ein Malzeit zu mir nehmen wollte, oder nachts, wenn ich schlief, oder wenn ich einmal einfach nur herumsaß und nichts tat und versuchte, an nichts zu denken und nichts zu spüren, und einfach nur ich selbst zu sein.

## **KÄPT'N BRASS IN LUXOR**

Eines Tages liefen der Kapitän, sein Hund, der Chronist und der liebe Gott durch die Straßen von Luxor – eine kleine, lebhafte Stadt am oberen Nil, in deren Nähe einst viele Pharaonen des alten Ägypten begraben lagen. Es war zu der Zeit, als der Hund des Käpt'n Brass noch lebte und niemand ahnte, unter welch sonderbaren Umständen er eines Tages in den kalten Gewässern des Nordpolarmeers umkommen würde. Außer der liebe Gott – doch der behielt es für sich, denn er spricht nie zu jemandem. Eigentlich herzlos, wenn man bedenkt, daß er selbstverständlich und ungezwungen zwischen dem Kapitän und seinem Hund einherging wie zwischen zwei guten Freunden. Und wo er doch wissen mußte, wie sehr der Hund an seinem Leben und der Kapitän an

seinem Hund hing. Doch wir wollen hier nicht über den lieben Gott richten – womöglich mochte er den Hund selbst, konnte aber nichts mehr für ihn tun, hatte vielleicht irgendwann einmal irgend etwas in Gang gebracht dessen Folgen er nicht absehen konnte und mußte nun hilflos zusehen, wie ein Schicksal sich vollzog, daß er nicht gewünscht hatte.

Es war sehr heiß an diesem Tag. Käpt'n Brass, der Hund, der Chronist und der liebe Gott schlichen gebückt durch die staubigen Straßen der Stadt und sprachen kein Wort miteinander. Der liebe Gott sowieso nicht, denn er spricht nie zu jemandem, wie bereits erwähnt wurde. Den anderen jedoch hatte die Hitze jede Lust auf eine Unterhaltung genommen. Die Mittagssonne brannte schwer auf sie hernieder. Allen klebte die Kleidung am Leib, außer dem lieben Gott, der nicht schwitzt, und dem Hund, der nichts trug, das an ihm hätte festkleben können und natürlich hechelte, anstatt zu schwitzen.

Die Einheimischen liefen geschäftig an ihnen vorüber und taten, als ob sie sie nicht sehen würden. Aus den Augenwinkeln jedoch beobachteten sie jede ihrer Bewegungen um so schärfer.

## **KÄPT'N BRASS ÜBER ABU SIMBEL**

Kennen sie den Tempel von Abu Simbel? Ich glaube, es ist mit Abstand das schönste Bauwerk, das Menschen je errichtet haben. Vielleicht ist es sogar das Schönste, was der Mensch überhaupt je geschaffen hat.

Außen eine Monumentale Fassade: Vier Kolossalstatuen in einer Reihe, ungewöhnlich aufrecht sitzend, zwei zu jeder Seite des Eingangs, aus dem Berg gehauen, der die Tempelhalle in seinem Innern birgt. Hände und Unterarme auf den Oberschenkeln ruhend, sehr ordentlich, artig möchte ich fast sagen,

züchtig. Und natürlich anmutig. Es ist rührend, wie sie da sitzen, ihre Gesichtszüge freundlich, beinahe lieblich, aber vollkommen entrückt, ihr Blick wie an die Grenze des Weltalls geheftet, ich weiß nicht ... - als würden sie dem guten alten Urknall hinterhersehen, dem Raum, wie er sich immer tiefer ins Nichts hinauswälzt, weg von ihnen, und sie sehen ihm gelassen, aber aufmerksam und voller Mitgefühl hinterher, wie einem Freund, der sich auf einer staubigen Landstraße langsam entfernt. Vielleicht werden sie eines Tages plötzlich alle vier ihren rechten Arm heben, um ihm zum Abschied noch einmal zuzuwinken, bevor er hinter der letzten Ecke unserer Vorstellung verschwindet, oder um ihn willkommen zu heißen, wenn er umkehrt und zurückkommt, falls es das ist, was geschehen wird – König Ramses der eine von ihnen, wahrscheinlich noch sein Hohepriester, und von den anderen beiden weiß ich nichts, vielleicht sind es irgendwelche Götter, das war sehr beliebt damals, oder es waren Freunde des Königs oder irgendwelche Leute aus seinem Kanastaverein - mein Gott, ich weiß es einfach nicht, und außerdem ist es vollkommen egal.

Der Innenraum ist unfäßbar schön, nicht-von-dieser-Welt-schön, schöner als alles, was man für gewöhnlich von Menschen zu erwarten hofft, so gesehen überraschend, eine Schönheit, die einen kalt erwischt, wann immer man ihrer ansichtig wird, an die man sich später nicht wird erinnern können, weil es einfach zuviel ist – klein im Gegensatz zur Fassade, angenehm, beinahe heimelig oder intim, wie ein kleines Boudoir vielleicht, das sich hinter einer Geheimtür verbirgt: Eine Säulenhalle, zwei Säulenreihen rechts und links, erinnert an ein Kirchenschiff, obgleich die Decke natürlich flach ist, weil die Ägypter ja das Tonnengewölbe nicht kannten, alles wunderschön bemalt, die Wände und die Säulen, bis auf den letzten freien Fleck. Dann eine Art kleines Querschiff, und am Ende, dem Eingang gegenüber, ein vergleichsweise winziger Raum, eine Art Kapelle: Niedrig, klein, rührend und mächtig zugleich, wie eine Schatulle, die geschaffen wurde, einen kostbaren Gedanken zu beherbergen. Die Wand, die dem Eingang des Tempels gegenüber liegt, ist geschmückt mit den bildlichen Darstellungen vierer Figuren. Ich glaube, es sind die vier Figuren, die

als Skulptur auch den Eingang flankieren. Der Tempel war so geschickt ausgerichtet, daß einmal im Jahr ein Sonnenstrahl durch das Portal und die ganze Anlage hindurch auf eine der Figuren fiel und sie wie in einem Zauber aufleuchten ließ. Nur einmal im Jahr, und nur eine der vier Figuren. Und natürlich immer dieselbe. Ich glaube, es war die Figur König Ramses'. Zumindest würde es mich wundern, wenn er das ganze Geld hingelegt hätte, und der Sonnenstrahl am Ende auf seinen Hohepriester gefallen wäre.

Die ganze Tempelanlage ist bestürzend. Ich weiß nicht genau, warum ich das sage. Sie ist einfach bestürzend. Ihre Schönheit ist so eindringlich, daß einem übel wird davon, daß man heulen möchte oder sich das Leben nehmen oder irgend etwas anderes Drastisches tun möchte - einen Despoten umbringen, ein Kind zeugen, oder all sein Hab und Gut irgendwelchen armen Leuten schenken – irgend etwas, um dieser Schönheit nicht einfach so mit leeren Händen gegenüberstehen zu müssen. Um nicht ganz so nackt und mickrig dazustehen vor all diesen Göttern und Königen, die einen von den Wänden herab so arglos ansehen, so freundlich und ganz und gar unvoreingenommen, ... es ist haarsträubend!, ... als erwarteten sie ganz selbstverständlich, daß man einer der ihren sei, ... als seien sie alle total bescheuert, ... als hätten sie noch nie den Fuß vor ihren beschissenen kleinen Kacktempel gesetzt und wüßten einfach nicht, was draußen los ist! Ist doch wahr!

Zugang zum Tempel hatten nur der König und sein Hohepriester. Sonst durfte niemand rein. Der König war angehalten, sich in seinen Tempel zurückzuziehen, wenn er eine schwerwiegende Entscheidung von staatlichem Belang zu treffen hatte, um dort in Ruhe und Muße über alles nachdenken zu können, den Rat der Götter einzuholen und gegebenenfalls mit dem Hohepriester noch stundenlang die Feinheiten abzusprechen. Das war der Sinn und Zweck seines Tempels. Und während der König in seinem Tempel war und nachdachte und sich mit den Göttern und seinem Hohepriester beriet, versammelte sich auf dem Vorplatz des Tempels langsam das Volk, um die Entscheidungen und Beschlüsse seines Gebieters entgegenzunehmen. Hatte der König einmal seine

Entscheidungen getroffen und seine Beschlüsse gefaßt, so teilte er sie seinem Hohepriester mit, und der trat dann vor das Volk hin und verkündete ihm, was genau Sache war. Danach gingen alle wieder nach Hause.

Versuchen Sie, sich das Ganze einmal bildlich vorzustellen, alles: den König, seinen Tempel und die Vorgänge, die dort stattfanden. Wie der König in seinem Tempel auf und ab geht und nachdenkt, und die Götter von den Wänden auf ihn herabsehen, die ganze Schönheit, die ihn umgibt, diese Vollkommenheit, die außer ihm fast niemand kennt, nur der Hohepriester und die Künstler, die sie geschaffen haben, die er sich mit niemandem teilen kann, und die niemand sich mit ihm teilen kann, falls Sie verstehen, was ich meine, das Volk, das draußen auf seine Entscheidung wartet und immer unruhiger wird und lauter und schließlich beginnt, irgendwelche Volkslieder zu summen oder La Ola zu machen, wie bei einem gottverdammten Fußballspiel, und der Hohepriester, der sich gerade in diesem Augenblick zum fünfzigtausendsten Mal seine blöden Fingernägel ansieht.

König Ramses der Zweite – ich glaube, es war der Zweite, aber ich bin mir nicht ganz sicher ... : Er ist der mächtigste Mann der Welt, wahrscheinlich ist er auch noch der reichste Mann der Welt, ein Halbgott, jedenfalls von seinem Volk als solcher verehrt, jung, gutaussehend, klug, gebildet und sportlich, ein vorzüglicher Reiter und Wagenlenker, aber kein Haudegen, kein blöder Despot, sondern wahrscheinlich eher feinsinnig, Gebieter über eine Kultur, die in der Vollkommenheit dessen, was sie schuf, von keiner anderen Kultur der gesamten Menschheitsgeschichte je erreicht wurde und wahrscheinlich auch nie erreicht werden wird. Er läuft in seinem Tempel auf und ab und versucht nachzudenken, über irgendeine wichtige Staatsangelegenheit, was weiß ich, über den Ansturm der Nubier vielleicht oder die unergründlichen Launen des Nils, eine geheimnisvolle Epidemie, die sich in seinem Land ausgebreitet hat oder eine Hungersnot, die das Volk dahinrafft, über etwas wirklich Wichtiges jedenfalls, eine Gefahr, die das Gemeinwesen in seinem Dasein bedroht, sein Reich, seinen Besitz, seine Macht und all seine vielen Schäfchen, die langsam beginnen, sich

vor den Pforten des Tempels zu sammeln und vielleicht noch gar keine Ahnung haben, was überhaupt los ist. So könnte es gewesen sein. Und von den Wänden sehen die Götter auf ihn herab.

### **Notizen zum Ende der Geschichte**

*Er ist ganz allein, verloren inmitten der Schönheit seines Tempels, verloren unter all diesen Göttern und verflommenen Herrschern, Hohepriestern, seinen Ahnen und Verwandten, aber auch Tieren - Nilpferden, Gazzellen, Enten und Schlangen, die ihn alle von den Wänden herab ansehen.*

*Sich zu verewigen und lauter tolle Sachen zu schaffen, die länger halten als sein blödes Fleisch.*

*Vielleicht grämte er sich, ob der gebrochene Fuß seines Sprößlings gut verheilen würde, oder er fragte sich, warum seine Frau nicht mehr mit ihm schlafen wollte, irgendwas, vielleicht noch er auch nur die ganze Zeit an seiner Achselhöhle, weil er es gern tat, normalerweise aber nicht tun konnte, weil immer irgend jemand um ihn herum war, und vor dem Portal wartete das Volk darauf, daß er seine Entscheidungen verkünde. Vielleicht hat er eine Erektion oder einen Schnupfen, oder er muß andauernd furzen, weil ihm das Essen nicht bekommen ist.*

*Vielleicht vertraute das Volk seinem König, setzte alle Hoffnungen in ihn, und der König lief in seinem Tempel auf und ab und dachte nach, und er war ganz allein. Ich stellte mir vor, daß er wissen mußte, daß er es nicht besser wußte, als jene, die seiner Entscheidungen harnten. Und mit diesem Wissen war er ganz allein. Und er war ganz allein der göttlichen Schönheit seines Tempels ausgeliefert. Das muß ihn unendlich bedrückt haben. Denn die draußen auf ihn warteten, setzten ihre Hoffnung darauf, daß er sie beschützen würde, daß er ihnen helfen würde, daß er es besser wisse als sie, und er war da drinnen und brauchte nur seinen Tempel anzusehen, um zu wissen, daß er es nicht besser wissen konnte als sie. Die draußen auf ihn warteten*

*waren besser dran als er, weil sie nicht wußten daß sie nichts wußten. Er wußte es! Er ging auf und ab und sagte sich: OKAY. WAS KANN ICH JETZT TUN, DAMIT SIE NICHT MERKEN, WAS FÜR EIN GOTTVERDAMMTER KLEINER PUPSER ICH BIN?*

### **KÄPT'N BRASS UND DER TOD DES PHARAOS**

Sie lagen in mächtigen Sarkophagen aus schwarzem Granit, in stickigen, kleinen Grabkammern, die bis unter die Decke vollgestopft waren mit Gegenständen von unvorstellbarer Kostbarkeit – tief im Herzen der Berge, am Ende langer Stollen, die sie zu ihren Lebzeiten von Tausenden und aber Tausenden armer Schweine in den nackten Fels hatten treiben lassen, mit beinahe bloßen Händen, in jahrelanger Arbeit, die Wände säuberlich verputzt und bis auf den letzten freien Fleck übersät mit Darstellungen ihrer Lebensgeschichte von so unglaublicher Schönheit, daß ihr bloßer Anblick einem das Herz zerreißt.

Sie verschuldeten sich um all dieser Maßnahmen willen. Sie trieben sich, den Staat und ihre Untertanen an den Rand des Ruins. Man sagt, manch einer von ihnen habe sogar die Arbeiter, Sklaven, Leibeigenen oder was auch immer sie nun waren – all die armen Schweine, die sich für den Bau der Grabstätte geschunden hatten, allesamt ermorden lassen, damit sie niemandem das Versteck ihres verstorbenen Herrschers und seiner unermeßlichen Reichtümer würden verraten können. Was für Arschlöcher! Das muß man sich mal vorstellen!

UND ALLES NUR, WEIL SIE ANGST HATTEN!

Sie versauten sich ihr Leben, rissen ihr Land und ihr Volk ins Verderben, versündigten sich an den treuesten ihrer Diener – alles nur, weil sie Angst hatten. Angst, es würde nicht weitergehen nach ihrem Tod. Angst, sie würden



sich als sterblich erweisen, um nichts besser oder schlechter, als der geringste ihrer Untertanen. Angst, es würde eines Tages der liebe Gott vorbeikommen und ihre kleine Pharaonenfunzel einfach ausknipsen, und danach wäre ein für allemal Schluß mit dem ganzen albernem Herumgetue. Und es wäre nur noch NICHTS.

Und dann starben sie endlich. Eine kleine Trauergemeinde macht sich auf den Weg in die Berge. Der Hohepriester, der den Pharaon wahrscheinlich sowieso nie hatte leiden können. Eine Handvoll Verwandte, die den Ausflug nutzen, um schon einmal ein paar Intrigen auszuhecken und sich nachher, auf dem Weg zurück in die Stadt, über die miese Ausstattung der Grabanlage die Mäuler zerreißen. Und etwa Hundert arme Schweine, die den Sarkophag und die Reichtümer durch die sengende Mittagshitze in die Berge schleppen dürfen. Der Pharaon und seine Reichtümer werden in der Grabkammer verstaut. Erst der Pharaon und dann die Reichtümer. Andersrum geht es nicht. Es ist alles genau berechnet worden. Aber am Ende geht die Tür natürlich doch nicht zu. Die Luft in der Grabanlage ist zum ersticken. Der Hohepriester ist außer sich. Der Baumeister wird auf der Stelle gefeuert und darf schon mal nach Hause gehen. Jetzt werden mit großem Tamtam und Trara die Türen verschlossen und versiegelt und der Eingang zum Stollen zugeschüttet und unkenntlich gemacht. Der Hohepriester gibt sich noch einmal richtig Mühe. Dann werden noch schnell die armen Schweine, die den Sarkophag und die Reichtümer des Pharaon in die Berge geschleppt haben, umgebracht und in den Nil geworfen, und danach gehen alle nach Hause und legen sich erst mal hin, weil sie vollkommen erschöpft sind.

Während die Mitglieder der Trauergemeinde zu Hause im Bett liegen und sich von den Strapazen der Beerdigung erholen, liegt der Pharaon einsam und vergessen in seiner kleinen, stickigen Grabkammer tief im Innern der Berge und wartet. Er wartet auf das Jenseits. Sein Leben lang hat er darauf hingearbeitet. Er hat alles getan, was der Hohepriester ihm gesagt hat. Er hat jeden Ratschlag befolgt, der ihm gegeben wurde und jede Vorsichtsmaßnahme

getroffen, die seine Todesangst ihm eingegeben hat. Er hat sich, sein Volk und sein schönes Land ruiniert und Tausende seiner Untertanen töten lassen. Er hat sein Leben hergegeben und seine Würde. Er hat alles getan, um sich das Jenseits zu sichern, um seiner habhaft zu werden, um es unbesorgt in vollen Zügen genießen zu können bis in alle Ewigkeit ...

Und jetzt liegt er da und wartet, daß es kommt. Es ist unerträglich heiß in seiner Grabkammer, unerträglich Finster und unerträglich still, und es ist unendlich einsam ...

Und natürlich passiert nichts. Kein warmes Licht, keine Zauberwesen, kein üppiges Land, keine tollen Frauen – gar nichts!

Und da liegt er nun – erstickt von den Verbänden, in die man ihn gewickelt hat, erdrückt von der goldenen Totenmaske auf seinem Gesicht, dem Deckel des Sarkophags, den Tausenden Tonnen Felsgestein, die auf seiner miefigen Grabkammern lasten, und dem ganzen bescheuerten Plunder, mit dem sie vollgestopft wurde, für nichts und wieder nichts – tief im Herzen der Berge, in einer Höhle aus Hitze, Lautlosigkeit und Finsternis, in der Hölle genaugenommen, als habe man ihn ins All geschossen, in eine möglichst galaxienarme Gegend, und er würde mit Lichtgeschwindigkeit dahersausen, ohne es zu spüren, er würde es nur einfach wissen, aber keine Bewegung an sich und um sich herum bemerken, und es wäre seine einzige Hoffnung, im nächsten Augenblick mit dem Kopf voran gegen ein schwarzes Loch zu knallen, in jedem möglichen nächsten Augenblick seines Daseins, bis in alle Ewigkeit. Amen.

Die Welt und das Leben sind so weit von ihm entfernt, daß er sich nicht vorstellen kann, jemals ein Teil von ihnen gewesen zu sein, auch wenn er alles noch genau vor Augen hat, auch wenn er weiß, daß jenseits der Öffnung seines Stollens alles so weitergeht, wie er es in Erinnerung hat, nur eben ohne ihn oder vielleicht gerade deshalb: Weil alles so weitergeht, wie er es in Erinnerung hat,

nur eben ohne ihn, weil er einfach weg ist vom Fenster und sonst nichts, niemand mehr mit ihm spricht, niemand ihn mehr fürchtet, begehrt, liebt oder haßt, niemand mehr an ihn denkt.

Er hat auf das falsche Pferd gesetzt. Er hat gespielt, und er hat verloren. Ja, so einfach ist das. Ich meine – sie kamen nicht ins Jenseits, die Pharaonen, aber dafür beraubten sie sich des Andenkens ihrer Mitmenschen und deren Liebe.

Und es kommt der Moment, da der Pharao unwiderruflich gewahr wird, daß seine Rechnung nicht aufgeht und nie aufgehen wird, daß ihr nie die geringste Möglichkeit innegewohnt hatte, jemals aufzugehen, daß er sich vertan hat, daß der Hohepriester ihm Quatsch erzählt hat, weil er entweder ein Vollidiot ist oder ein Riesenarschloch, und wie dumm er gewesen ist, sich auf ihn einzulassen, und die ganze Knete, die er hingebblättert hat und so weiter.

Und da ist es, daß er beginnt zu schreien, der Pharao, vor Enttäuschung, Kränkung und Wut, vor Einsamkeit und Verzweiflung, vor Entsetzen und Grauen - weil er den Fehler bemerkt, den er begangen hat und im selben Augenblick gewahr wird, daß der Fehler nicht wiedergutzumachen ist, und daß er für immer und ewig für ihn wird bezahlen müssen. Er beginnt zu schreien, er sperrt seinen Mund auf, zuerst ein wenig und dann immer weiter, bis der Verband um seinen Kopf aufreißt, und er seinen Mund so weit aufsperrt und so laut schreien kann, wie es seiner Verzweiflung entspricht, seiner Einsamkeit und dem Spott, dem er eines Tages ausgesetzt sein wird. Er schreit und schreit und schreit – tagelang, wochenlang, jahrelang, jahrhundertlang, Jahrtausendlang – schreit, schreit und schreit. Und wie sie schreien, so schrumpfen sie auch langsam in sich zusammen. Ich weiß nicht warum, vielleicht, als würde sich ihre Körpergröße unwillkürlich der Beachtung anpassen, die ihnen in ihrer einsamen Grabstätte noch zuteil wird, oder als speiste sich ihre Schrei aus der Körpermasse, als verbrauchte die Schreierei Unmengen von Energie, und sie müßten langsam ihre Masse verbrennen, um schreien zu können.

Sie schreien auch heute noch, die Pharaonen. Man sieht es genau, wenn man sie in ihren Vitrinen im Museum beobachtet. Man kann sie nicht mehr hören, aber daß sie schreien, das kann man ganz genau sehen. Während draußen vor dem Museum irgendwelche total bescheuerte Arschlöcher mit einem Maschinengewehr einen Bus voller Touristen einfach niedermähen, als wäre es nichts. Das ist wieder einmal so etwas, das ich nicht verstehe, und die Pharaonen verstehen das bestimmt auch nicht. Sie liegen in ihren Vitrinen und schreien einfach weiter, ist ja auch egal weswegen, wenn man sowieso die ganze Zeit schreit. Und um ihre Vitrinen stehen irgendwelche Leute herum, Jugendliche, die eigentlich gar keine so große Lust haben, sich das anzusehen, aber dann doch hinsehen müssen. Sie kauen Kaugummi und viele von ihnen haben Turnschuhe an, und sie schauen auf die toten Pharaonen herunter, und irgendwie haben sie nicht die geringste Ahnung, was sie mit ihnen anfangen sollen, was das bedeutet, daß da so ein uralter Mensch in einem Glaskasten liegt und schreit, vollkommen verkrümmt, klein und ein wenig zerfallen.

Sie finden, ich bin böse? Sie finden, ich bin gemein? Ich habe die Welt schließlich nicht erfunden! Ich wurde nur hier ausgesetzt, um mir an ihr die Zähne auszubeißen, und eines Tages mit einem künstlichen Gebiß begraben zu werden, ohne jemals wirklich verstanden zu haben, was um mich herum geschehen ist.

## KÄPT'N BRASS ÜBER EINEN FREUND

Ich kannte einmal einen jungen Mann, der sich der Schönheit verschrieben hatte. Nicht der Schönheit seiner äußeren Erscheinung, seiner Bewegungen oder seiner Ausdrucksweise, sondern der Schönheit ganz gewöhnlicher Gegenstände und Ereignisse, die seinen Alltag begleiteten.

Er pflegte sie mit einer Liebe und Hingabe, die geradezu unheimlich war. Er konnte nicht frühstücken, ohne vorher im Dorf frisches Brot, Obst und Gemüse eingekauft zu haben. Und auf seinem Weg durch den Wald pflückte er stets ein paar Blumen, mit denen er den Frühstückstisch schmückte. Auch das Obst diente ihm nur als Verzierung. Er aß kein Obst – er erfreute sich lediglich an dessen Anblick, und wenn es begann zu welken, warf er es weg.

Danach rieb er Geschirr und Besteck mit einem feuchten Tuch ab, weil er es nicht ertrug, wenn es verschmutzt oder von Kalkflecken verunziert war. Er rieb auch die Butterdose ab und die Behälter für Marmelade und Honig. Die Wurst und den Käse legte er jeden Morgen kunstvoll auf zwei Servierplatten zurecht, die er anschließend mit Radieschen oder Tomaten verzierte. Er aß keinen Käse, aber er mochte dessen Farbe, und wenn er Käse einkaufen ging, wählte er ihn nach seiner Farbe aus. Ebenso verhielt es sich mit Eiern. Er kochte sich jeden Morgen ein Ei, pellte es zur Hälfte und stellte es in einem Eierbecher aus Porzellan vor seinen Teller. Aber nur, um es ansehen zu können – nach dem Frühstück warf er es weg.

Er war so dünn und wirkte dermaßen zerbrechlich, daß man unwillkürlich vor Sorge zusammenzuckte, wenn man ihn sah. Daß er überhaupt etwas aß, war genaugenommen ein Zufall. Nahrungsmittel und Mahlzeiten waren nichts als eine Spielwiese seiner überwältigenden Sehnsucht nach Schönheit. Eine andere Bedeutung hatten sie für ihn nicht.

Man war verleitet zu glauben, er müsse besonders wohlhabend sein, daß er sich seinen Vorlieben so verschwenderisch hingeben konnte. Aber er war nicht wohlhabend. Er verwendete zwar ein übermenschliches Maß an Liebe und Hingabe auf die Pflege einer bestimmten Auswahl von Gegenständen und Ereignissen. Alles andere jedoch war ihm vollkommen gleichgültig.

Er lebte allein in einem kleinen Holzhaus im Wald nahe der Küste. Schon das Haus schien ihm vollkommen gleichgültig zu sein. Er sorgte dafür, daß es nicht durch das Dach hineinregnete, und daß die Dielen nicht unter ihm zusammenbrachen; und das genügte ihm. Es gab weder Strom, noch Wasser, keinen Abort und keine Heizung. Er besaß nichts, das ihm das Leben erleichtert hätte. Doch wenn er nachts mit der Laterne im Regen durch den Wald stapfte, um seine Notdurft zu verrichten, dann tat er das so gleichmütig, als wüßte er nicht um die Annehmlichkeiten seiner Zeit.

Die Schwarzen aus dem Dorf liebten ihn. Er machte sich nicht viel aus Menschen, aber das hatte ihn nicht daran gehindert, ihre Sprache zu erlernen und ihnen freundlich zu begegnen. Es verging kein Tag, ohne daß Frauen, Männer oder Kinder zu ihm in den Wald hinaus kamen. Und nach einem kurzen Gespräch oder einer Tasse Tee kehrten sie wieder ins Dorf zurück, ohne daß der Anlaß ihres Besuches deutlich geworden wäre. Manchmal geschah es sogar, daß jemand vorbeikam und sich ohne ein Wort der Erklärung im Garten oder am Haus zu schaffen machte. Mir kam es so vor, als hätten die Dorfbewohner sich insgeheim darauf verständigt, eine Patenschaft für ihn zu übernehmen, so, wie man beschließen mag, die Patenschaft für ein Waisenkind zu übernehmen.

Obgleich es sein Wunsch gewesen war, einsam und abgeschieden in einem fremden Land zu leben, störte er sich nicht an der Gegenwart anderer Menschen. Er erwartete oder erhoffte sich nichts von Menschen, doch ebensowenig fürchtete er sie, und was man ihm schenken mochte, nahm er freundlich entgegen.

Wahre Freude an den Besuchen der Dorfbewohner hatte er nur dann, wenn sich ihm die Gelegenheit bot, ihnen Schönheit zuzuführen. Er putzte ihre Schuhe mit einer besonderen Schuhwichse, die es in ihrem Land nicht zu kaufen gab, nähte einen Knopf an, der traurig aus seiner Fassung hing oder schenkte jemandem eine prachtvolle Frucht, die er zuvor im Wald gefunden hatte.

Seine größte Leidenschaft war es jedoch, die Hemden der Männer aus dem Dorf zu bügeln. Er benutzte eine uraltes Bügeleisen, das mit glühenden Kohlen erhitzt wurde, bügelte jedoch mit solcher Hingabe und Geschicklichkeit, daß keine der Frauen aus dem Dorf ihn zu übertreffen vermochte. Und er weigerte sich, für seine Dienste etwas anzunehmen. Die Dorfbewohner waren von dieser Eigenart zunächst befremdet, aber sie ließen es mit sich geschehen und gewöhnten sich schließlich daran. Sie erkannten seine Fertigkeit und den Vorteil, der ihnen daraus erwuchs. Vor allem jedoch sahen sie, wie sehr ihn diese Arbeit glücklich machte.

Dieser junge Mann – ich schloß ihn in mein Herz, als ich ihn im Hafen von Malindi zum ersten Mal sah. Und solange er lebte, besuchte ich ihn, wann immer meine Reisen mich in seine Nähe brachten.

Aber warum?

Ich denke, es muß mir wie den schwarzen Dorfbewohnern mit ihm ergangen sein: Wir spürten, daß er am Rande des Zusammenbruchs lebte. Ja. Er muß verzweifelt gewesen sein bis an die Grenzen des Wahnsinns. Das konnte man nur ahnen, denn er war zu jedermann freundlich und stets gut aufgelegt, und er selbst gab nie einen Hinweis darauf, daß irgend etwas ihn quälte.

Es war seine grenzenlose Sehnsucht nach Schönheit, die seine Verzweiflung verriet. Er konnte alles ertragen – Hunger, Einsamkeit, Entbehren jeder Art. Man hätte ihn einsperren können, foltern – er hätte es ertragen, solange es ihm nicht verwehrt gewesen wäre, jeden Tag einen frischen Strauß Blumen auf

einen Tisch zu stellen, ein Hemd sorgfältig zu bügeln oder die alte Taschenuhr seines Großvaters hervorzuholen, um sie zu betrachten. Das war jedem klar, der ihn kannte. Schönheit war das Meer, das er sich erschlossen hatte, damit seine Verzweiflung ungehindert abfließen konnte, damit sie sich nicht aufstauen konnte und irgendwo sicher aufgehoben war.

Und so trug er sein schweres Kreuz, ohne viel Aufhebens darum zu machen. Und dafür liebten ihn die Menschen.

## **DAS GEBET DES KÄPT'N BRASS**

Was denkt ihr eigentlich, wenn ihr einen Menschen seht? – Egal, ob ihr ihn wirklich ansieht oder nur ein Bild betrachtet, egal, wer es ist, egal, welche seine Geschichte ist, egal, wo er lebt und welche Umstände sein Leben ausmachen, egal, welcher Herkunft oder Hautfarbe er ist, egal, woran er glaubt und ob er überhaupt an irgend etwas glaubt, ob er jung ist oder alt, reich oder arm, schön oder häßlich, egal, ob es ein Mann ist oder eine Frau, ein Säugling oder ein Greis, wie auch immer die Natur ihn bedacht haben mag, welches auch immer sein Schicksal gewesen ist und wie auch immer ihr es bewerten würdet, egal, ob er gerade auf der Brücke eines sinkenden Schiffes steht oder in einem warmen Klassenzimmer das Alphabet erlernt, egal, ob er gerade durch ein Loch im Eis angelt, oder im Vorzimmer eines Zahnarztes wartet, ob er gerade einen Büffel vor seinen Pflug spannt oder von einem Leuchtturm auf das Meer hinaussieht, einen Krieg anzettelt oder nackt in einem Rinnstein seiner Heimatstadt verhungert, ob er mit seinem Speer nach einem Löwen wirft oder die Brieftasche eines Fremden stiehlt, gerade seinen Wagen anläßt oder in

einem schäbigen Hotelzimmer an seine Kinder denkt, egal, ob er gerade verloren auf der offenen See treibt oder zum ersten Mal an der Brust seiner Mutter saugt – ...

Denkt ihr: Jetzt lebt er, aber er weiß weder wozu, noch weshalb.

Denkt ihr: Wenn er lacht, so wird seine Freude zunichte werden. Und wenn er weint, so wird er um seine Opfer betrogen werden.

Denkt ihr: Vielleicht wäre er glücklich, es gäbe jemanden, dem er für sein Leben Rechenschaft schuldet, wenn es jemanden gäbe, der ihm für sein Schicksal Rechenschaft schuldet.

Denkt ihr: Eines Tages wird er sterben, und er wird keine Ahnung haben, warum; und wozu das Ganze gut gewesen sein sollte. Er wird bleich werden vor Entsetzen und Wut und Ohnmacht, wenn er entdeckt, daß er für die Mühsal und das ganze heillose Herumgewurschtel bezahlen muß. Er wird sich verraten fühlen und betrogen. Und er wird es persönlich nehmen. Ja, das wird er. Er wird beleidigt sein, entrüstet und empört. Er wird denken, der liebe Gott habe ihn nicht lieb. Er wird vielleicht sogar denken, der liebe Gott habe unter allen Menschen nur ihn nicht lieb. Ausgerechnet! Und das, obwohl er ein Leben lang wie ein Blöder darum gerungen hat, ein guter Mensch zu sein und alles richtig zu machen.

Denkt ihr: Er wird zappeln und mächtig Angst haben, wenn der liebe Gott mit der Rechnung an seinen Tisch kommt. Ja. Er wird mit einem Mal die ganze Würde verlieren, die er sich mühselig zusammengekratzt hatte. Er wird weinen und schreien und um sich schlagen und sich mit aller Kraft an seinem kleinen Leben festhalten. Und er wird ganz allein sein, weit weg von allem und jedem – ohne Schutz, ohne Beistand und ohne Gnade – wie im Bauch seiner Mutter. Alleine mit seinem kleinen Geist gegen die Natur.

Denkt ihr: Mein Gott! Ist denn niemand da, der ihm helfen kann?

Denkt ihr: HERRGOTT, SO TU DOCH IRGEND ETWAS FÜR IHN! MACH IHM SCHNELL EIN KLEINES JENSEITS, GANZ FÜR IHN ALLEIN! MIT EINEM SCHÖNEN HAUS IM GRÜNEN UND DEM AUTO, DAS ER SEINEM VORGESETZTEN IMMER NEIDETE! UND GIB IHM EINE GARAGE DAZU, WO ER AUCH SEINEN RASENMÄHER NOCH HINEINSTELLEN KANN. LASS EIN PAAR FRÖHLICHE KINDER UM IHN HERUM SPRINGEN UND EINEN HUND, DER IHM GEHORCHT. UND SORG DAFÜR, DASS DER HUND DIE KINDER NICHT BEISST!

GIB IHM EINE SCHÖNE FRAU, DIE BEREITS UNGEDULDIG AM GARTENTOR NACH IHM AUSSCHAU HÄLT, WENN ER VON DER ARBEIT NACH HAUSE KOMMT. UND SORG DAFÜR, DASS ER ES AUCH MERKT! LASS SIE VERLEGEN GENUG SEIN, IHM IHRE SEHNSUCHT NICHT OFFENBAREN ZU WOLLEN, ABER ZU UNSCHULDIG, SIE IHM VERBERGEN ZU KÖNNEN. DU VERSTEHST SCHON! - SIEH EINFACH ZU, DASS ER KEINE DEMÜTIGUNGEN EINSTECKEN MUSS UM DER GEWISSHEIT IHRER LIEBE WILLEN.

UND SORG DAFÜR, DASS SEIN CHEF IHN LOBT UND IHN ZU SICH RUFEN LÄSST, UM SEINEN RAT EINZUHOLEN UND DER SEKRETÄRIN SAGT, ER WOLLE JETZT UNTER KEINEN UMSTÄNDEN GESTÖRT WERDEN. UNTER GAR KEINEN UMSTÄNDEN, VERSTEHEN SIE? UND DASS ER IHM ZUM SCHLUSS NOCH GEWICHTIG DIE HAND AUF DIE SCHULTER LEGT UND IHM VOLLER DANKBARKEIT TIEF IN DIE AUGEN SIEHT, ALS SEI ER FÜR SEINE UND DIE GESCHICKE DER FIRMA VON UNSCHÄTZBARER BEDEUTUNG.

UND WENN ES IHN GLÜCKLICH MACHT, DANN SIEH ZU, DASS DER CHEF IHN EINLÄDT, AM WOCHENENDE MIT IHM GOLF ZU SPIELEN UND IHM DABEI OFFENBART, DASS ER SEIT JAHREN EINE GELIEBTE HAT UND VERSCHULDET IST UND TRINKT, UM DAS DOPPELLEBEN UND DIE GANZE BERUFLICHE BELASTUNG AUSZUHALTEN. UND DASS SEINE FRAU ALLES HERAUSBEKOMMEN HAT UND ER VERLOREN IST UND NUR DER RAT EINES

## **KÄPT'N BRASS VOR DEM FERNSEHER**

MANNES, DEN ER ALS WEITSICHTIG UND RECHTSCHAFFEN KENNENGELERNT HAT, IHM NOCH HELFEN KANN. UND SIEH ZU, DASS ER DIE GOLFPARTIE NICHT VERLIERT.

ABER VOR ALLEM SIEH ZU, DASS ER NICHT FRIEREN MUSS, UND DASS IMMER GENUG ZU ESSEN DA IST, UND DASS ER NICHT IN DIESE WIDERLICHEN EINKAUFSMÄRKTE GEHEN MUSS, WO ES NUR RAMSCH ZU KAUFEN GIBT, UND WO IHN NIEMAND KENNT UND NIEMAND IHN BEACHTET.

UND SORG DAFÜR, DASS ER MINDESTENS EIN MAL IM JAHR AUF DAS MEER HINAUSSEHEN KANN UND DASS ER NIEMALS ZAHNSCHMERZEN HAT.

SCHENK IHM DIE FREUNDSCHAFT SEINER BRÜDER UND SCHWESTERN UND DAS VERTRAUEN SEINER ELTERN, DIE HINGABE SEINER FRAU UND DIE ACHTUNG SEINER KINDER, DIE LIEBE SEINER FREUNDE, DAS WOHLWOLLEN SEINER MITMENSCHEN UND DIE GÜTE DERER, DIE ÜBER IHN MACHT BESITZEN. UND SCHENK IHM AUCH DEN NEID SEINER NACHBARN UND DIE BEGEHRICHEN BLICKE FREMDER FRAUEN UND DIE FURCHT EINES FLÜCHTIGEN PASSANTEN, WENN ES UNBEDINGT SEIN MUSS.

GIB IHM EINFACH, WAS ER SICH IMMER GEWÜNSCHT HAT, EGAL, WAS ES IST! UND GIB IHM DIE GEWISSEHEIT DAZU, DASS ES RICHTIG IST UND GUT. UND DASS ALLES ECHT IST – DASS ER ECHT IST UND ALLES, WAS ER SIEHT, ALLES, WAS IHN UMGIBT, ALLES, WAS ER DENKT UND ALLES, WAS ER EMPFINDET AUCH ECHT IST. UND DASS DIESER GANZE EITLE WAHNSINN FÜR IMMER FORTBESTEHEN, UND NICHTS SICH JEMALS DARAN ÄNDERN WIRD.

ENTSCHÄDIGE IHN NUR DIES EINE MAL FÜR ALL DIE MÄNGEL, MIT DENEN DU IHN AUSGESTATTET HAST! UND RICHTE NICHT ÜBER IHN, DENN ER IST GENAU SO, WIE DU IHN DIR GESCHAFFEN HAST.

Wenn ich an meine Vergangenheit zurückdenke, dann ist mir manchmal, als säße ich am Ende eines mühsamen Tages arglos mit einem Bier vor dem Fernseher, und es würde plötzlich die Geschichte meines Lebens gespielt. Und ich würde sie mir ansehen und wäre nicht imstande zu entscheiden, ob es wirklich die Geschichte meines Lebens ist oder nur eine Erfindung – meine eigene Erfindung oder die Erfindung eines anderen.

Ich meine – es kommt mir irgendwie alles so bekannt vor, aber manchmal frage ich mich, ob ich auch wirklich dabei war.

## **KÄPT'N BRASS UND DAS VERPFUSCHTE LEBEN**

Manchmal frage ich mich, wann ich wohl mein Leben verpfuscht haben könnte oder wann es mir verpfuscht wurde oder sich einfach von selbst verpfuscht hat. Ich weiß es nicht, aber es kommt mir immer so vor, als müsse es in einem vollkommen unauffälligen Augenblick meines Lebens geschehen sein. Vielleicht irgendwann in meiner Kindheit, auf dem Weg zur Schule, als ich im 17er Bus saß und gerade durch die rußverschmierte Scheibe auf die Betonblöcke der Hafenanlage meiner Heimatstadt sah, wie ich es jeden morgen tat.

**AUS EINER ABHANDLUNG ÜBER  
DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III**

## EINLEITUNG

Als ich vor etwa 7 Jahren gerade damit beschäftigt war, meiner Arbeit DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL II das Laufen beizubringen, erfuhr ich durch Zufall, daß mein Professor Jürgen Klauke im Begriffe stand, seine Lehrtätigkeit an der Universität Gesamthochschule Essen einzustellen. Ich war drei Jahre zuvor von Essen nach Berlin gezogen, hatte jedoch die Verbindung zu Prof. Klauke und seiner Klasse für künstlerische Fotografie gehalten und aus der Ferne noch alles an Scheinen gemacht, was ich für den Abschluß meines Studiums benötigte. Aber mit der Zeit war ich dem akademischen Betrieb mehr und mehr entwachsen. Ich glaubte, mit beiden Beinen mitten im beruflichen Alltag des bildenden Künstlers zu stehen und sah keinen Grund, weshalb ein staatlicher Abschluß mir und meiner Arbeit hätte nützlich sein sollen. Um ehrlich zu sein, geht es mir heute noch so.

Nun jedoch, da ich die letzte Möglichkeit nahen sah, bei meinem altbewährten Professor das Studium zu beschließen, beeilte ich mich, nach Essen zu reisen, um dort meine aktuelle Arbeit als Examensthema amtlich registrieren zu lassen. Schon allein aus diesem diffusen Unbehagen heraus, vielleicht am Ende meines erbärmlichen Daseins ganz ohne akademische Würden vor den heiligen Petrus hintreten zu müssen – wo ich doch sonst nichts Nennenswertes geleistet hatte!

Durch diese unvorhergesehene Wendung meines Schicksals sah ich mich nun plötzlich zwei Problemen ausgesetzt. Ich mußte eine künstlerische Arbeit zu einem festgesetzten Termin abliefern. Das widerspricht der Natur der Sache, denn jede künstlerische Arbeit führt ein Eigenleben, auf das der Künstler nicht nach Gutdünken zugreifen kann. Zum Zweiten jedoch – und jetzt erst komme ich zum Kern dieser weitschweifigen Rede – zum Zweiten forderte der Studienplan eine Theoretische Abhandlung von mir, die über Entstehung, Sinn und Zweck meiner Arbeit qualifiziert Auskunft geben sollte. Ich war damals der

Ansicht, daß sich Künstler darauf beschränken sollten, ihre Qualifikation in der Herstellung von Kunst zu erwerben, nicht in deren Deutung. Dafür stehen genügend Kunsthistoriker und -theoretiker bereit, die in dieser Disziplin deutlich mehr leisten können. Ich hatte zudem Künstler erlebt, die bei dem Versuch, anspruchsvoll über ihr Werk zu parlieren, eine wunderschöne Arbeit mit Worten vernichtet haben. Weil sie mit aller Macht den Blick auf Inhalte zu lenken versucht hatten, die in ihrer Arbeit gar nicht enthalten waren, und damit die Sicht auf Inhalte versperrt hatten, die tatsächlich da waren und auch ohne große Auskünfte jedermann sofort ans Herz gegangen wären. Will sagen: Die Fähigkeit, brauchbare Kunstwerke zu schaffen, geht nicht immer mit einem sicheren Gespür für Inhalt, Bedeutung und Qualität der eigenen Arbeit einher. Sehr schön nachzulesen übrigens in der prosaischen Goya-Biographie von Lion Feuchtwanger, egal, ob es nun stimmt oder nicht, was dort steht: Feuchtwanger schreibt, Goya habe nur ein sehr unbestimmtes Gefühl gehabt für das, was er tat; daß er kaum in der Lage war, zu beurteilen, ob ihm etwas gelungen war oder nicht. Sein Assistent Augustín hingegen – als Künstler eine Niete und auf ewig dazu verdammt, Goyas riesige Schinken auszumalen – hat ein untrügliches Gespür für seines Meisters Arbeit. Der große Goya sucht das Lob seines Angestellten und fürchtet dessen Kritik. Wenn ich mich recht entsinne, ist es denn auch Augustín, der die Qualität der Caprichos als erster erkennt. Doch ich komme hier ganz böse vom Thema ab.

Ich machte mich also widerwillig an die geforderte Abhandlung. Ich fühlte mich dazu nicht qualifiziert, und ich hatte keine Lust darauf. Sowie ich jedoch ein wenig in die Materie eingetaucht war, begann ich unversehens Geschmack an der Erfüllung dieser Aufgabe zu finden. Ich entdeckte meine Arbeit von einer neuen Seite, entdeckte an ihr Dinge, die ich vorher nicht gesehen hatte. Und es bereitete mir große Genugtuung, mir noch einmal in aller Gemütsruhe die einzelnen Entwicklungsstufen meiner Arbeit zu vergegenwärtigen, die vielen Sackgassen, in die ich eingelaufen war, die unzähligen Entscheidungen die von meinem ersten halbwegs planlosen Versuch zu den 17 großformatigen Fotografien geführt hatten, die im Nachbarzimmer an die Wand gelehnt standen. (Nicht weinen jetzt!) Und wie ich zu Beginn noch überlegt hatte, wie



ich mein dürftiges Traktat wohl würde aufblähen können, um der Studienordnung genüge zu tun, so sah ich mich nach zwei Wochen Schreibens bereits verzweifelt nach einem Ufer um, an dem ich mein Schiff in den Sand rammen könnte, um irgendwie zu einem Schluß zu kommen.

Die theoretische Abhandlung zu DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL II brachte mir drei unerwartete Vorteile ein. (Bla bla. Um genau zu sein, mußte sogar jeder Vorteil, den die Arbeit mir einbrachte, eo ipso ein unerwarteter sein – denn ich hatte mir ja schließlich überhaupt keinen Vorteil davon versprochen!) Ich war mit meinen Bildern rundum zufrieden gewesen, als ich mich ans Schreiben machte. Nun aber, nachdem ich entdeckt hatte, daß meine Bilder mir auch bei analytischer Betrachtung etwas boten, war ich geradezu stolz auf sie. Und ich war stolz auf mich, daß ich diese Tiefenprüfung überhaupt hinbekommen und auch alles kapiert hatte. (So kam es mir zumindest vor.) Sagen wir also, die Arbeit an der theoretischen Abhandlung vertiefte noch das ohnedies bereits ungetrübte Verhältnis zu meinen Bildern, verbesserte unser freundschaftliches Miteinander.

Ein weiterer Vorteil der theoretischen Auseinandersetzung bestand darin, daß ich mich plötzlich in die glückliche Lage versetzt sah, einem Gespräch über meine Bilder nicht nur beiwohnen, sondern mich sogar aktiv daran beteiligen zu können. Ich fühlte mich weniger angreifbar, sagen wir: der Rezeption meiner Arbeit weniger hilflos ausgeliefert. Ich hatte etwas in der Hand, das ich ins Treffen führen konnte. Es macht mich immer ein wenig verlegen, wenn mir jemand zu erklären versucht, was eine meiner Arbeiten bedeuten könnte. Die Aufmerksamkeit, die sich darin äußert ist schmeichelhaft, aber der Vorgang hat manchmal auch etwas Peinliches an sich. Ich weiß nicht, warum das so ist. Kurzum: Ich entdeckte, daß es sehr nützlich sein kann, etwas über die eigene Arbeit zu wissen, das über das persönliche Erlebnis und die übliche Künstler-Mystik hinausgeht. Es ist beruhigend, sich im entscheidenden Moment nicht auf diese TUT MIR LEID, ES IST EINFACH SO AUS MIR HERAUSGEBROCHEN-Haltung zurückziehen zu müssen. Das mag ja gerne so gewesen sein, aber

trotzdem hat die Arbeit schließlich noch eine halbwegs objektivierbare Bedeutung, einen gesellschaftlichen und einen kunsthistorischen Kontext, über die sich etwas sagen läßt. Und am Ende ist es dann vielleicht doch besser, man verschafft sich selbst einen Überblick, bevor andere es tun.

Ein weiterer Vorzug meiner theoretischen Abhandlung offenbarte sich erst nach dessen Vollendung, als ich bereits einige Exemplare davon verteilt hatte – an Freunde, Bekannte, Käufer und jeden sonst, der sich für meine Arbeit interessierte. Es zeigte sich, daß der Text jenen eine Hilfe bot, die nicht ohne weiteres Zugang zu meiner Arbeit fanden, es aber unbedingt wollten, andererseits aber auch die Neugier derer befriedigte, die sich von meinen Bildern bereits angesprochen fühlten.

Als ich nun sah, was es für eine vorteilhafte Wendung genommen hatte mit meiner theoretischen Abhandlung, beschloss ich, in Zukunft jeder meiner Arbeiten einen solchen Sachtext beizugeben. Das war eigentlich alles, was ich sagen wollte! Junge, Junge!

Und nun ist es soweit: Nach fünfjähriger Arbeit ist DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III endlich abgeschlossen – vor drei Monaten habe ich das letzte Bild in seiner Kiste verstaut und vor sechs Wochen die zwei Exemplare der Buchversion beim Buchbinder abgeholt. Dann kam noch Weihnachten und Sylvester dazwischen und die Hausse an der Frankfurter Wertpapierbörse. Nun duldet die Arbeit keinen weiteren Aufschub mehr.

Dieser Text entsteht jedoch unter anderen Vorzeichen, als die Theoretische Abhandlung zu meiner vorherigen Arbeit. Der akademische Rahmen ist nicht mehr gegeben. Die Prüfungsordnung verlangte damals eine im Rahmen meiner Ausbildung möglichst wissenschaftliche Abhandlung von mir. Dieser Anforderung konnte ich natürlich nur dem Anschein nach gerecht werden, denn ich bin kein Wissenschaftler, will kein Wissenschaftler sein und bin zu wissenschaftlicher Arbeit auch nur sehr rudimentär ausgebildet worden. So

freue ich mich, in der vorliegenden Auseinandersetzung mit meiner Arbeit diesen Aspekt ganz und gar unter den Tisch fallen lassen zu können. Das bedeutet: Diese Abhandlung wird persönlicher ausfallen als die letzte. Was jedoch nicht heißt, daß ich nicht um präzise, tiefgründige und differenzierte Betrachtungen bemüht sein werde.

Das andere ist die zeitliche Komponente. Ich habe lange mit mir gerungen, ob es wohl klug ist, mehrere Wochen Zeit damit zu verbringen, diesen Text zu schreiben. Ich betrachte es als Luxus, solches zu tun. Das moderne Leben verlangt ein immer rationelleres Vorgehen von uns. Da kommt auch der bildende Künstler nicht ungeschoren davon. Und rationelles Vorgehen bedeutet nicht zuletzt spezialisiertes Vorgehen – Konzentration auf das, worin man die größte Leistung zu erbringen vermag. So stellt sich mir die Frage, ob ich nicht mehr erreichen würde, wenn ich diese Zeit in meine nächste künstlerische Arbeit investierte. Nun – was soll ich sagen? Ich habe beschlossen, mir diesen Luxus das eine Mal noch zu gönnen. So bin ich!

Nun möchte ich gerne noch ein paar Worte über das verlieren, was den Leser auf den folgenden Seiten erwartet. Ich glaube, das Entscheidende ist eigentlich, daß ich es noch gar nicht weiß. Und das ist keine rhetorische Floskel, sondern bereits die erste nicht ganz unwesentliche Aussage zur Entstehung meiner Arbeit. Die Geschichte der Entstehung von DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III ist im Wesentlichen eigentlich die Geschichte eines Gefühls, das immer wieder verloren ging und immer wieder mühsam wiederhergestellt werden mußte. Aus zwei Gründen:

Zum einen ist das Gefühl, das dieser Arbeit zugrundeliegt, so komplex und zerbrechlich (und so sehr Gefühl – so wenig Gedanke), daß ich es selbst nur in den seltensten Augenblicken als Einheit zu fassen bekomme. Ich unterscheide hier zwischen Gefühl und Gedanke. Ich denke, jede künstlerische Arbeit hat in der Person ihres Autors ein gefühlsmäßiges und ein gedankliches Fundament. Der eine mag mehr hierzu tendieren, der andere mehr dazu – die eine Arbeit

mehr hierauf beruhen, die andere eher darauf. Ich hatte zu Beginn meiner Arbeit ein kristallklares Gefühl für das, was ich wollte, für das, was meine Bilder vermitteln sollten. Ich hatte sie ganz deutlich vor Augen. Aber ich konnte mich nur sehr mangelhaft zu meinem Vorhaben äußern. Das geht mir nicht immer so. Ich war von der Qualität dessen, was ich vor meinem inneren Auge sah vollkommen überzeugt. Aber das Gefühl, das dieser Vorstellung zugrunde lag, war so vielschichtig und unübersichtlich, daß ich es kaum verstehen und in Worte kleiden konnte. Und es war so zerbrechlich, daß es mir sehr oft verloren ging. Das hat nicht nur die Arbeit selbst ungemein erschwert, sondern wirft natürlich auch seinen Schatten auf die gedankliche Auseinandersetzung mit ihr.

Daß mir das Gefühl für mein Vorhaben so oft verloren ging lag jedoch nicht nur daran, daß es so komplex und zerbrechlich war. Es lag auch daran, daß sich die Arbeit über ein so unverhältnismäßig langen Zeitraum erstreckt hat. Nur so hatte das Gefühl überhaupt erst die Möglichkeit, mir ständig flötenzugehen. Ich war aus ökonomischen Gründen gezwungen, jeden Kontinent einzeln zu bereisen. Ich war nicht eigentlich dazu gezwungen, aber ich war nicht vorausschauend genug gewesen zu erkennen, daß ich viel Zeit, Geld und Nervenkraft hätte sparen können, wenn ich mir vor fünf Jahren das Geld zu einer Weltreise geliehen und die Arbeit an einem Stück vollendet hätte. Wie dem auch sei – ich bereiste jeden Kontinent einzeln, zügig, nur konzentriert auf die Orte, die ich fotografieren wollte, weil ich zu anderem kein Geld hatte, und weil es mir darum zu tun war, möglichst unwissend und Fremd an meine Objekte heranzutreten. Danach flog ich wieder nach Hause. Es folgten ein paar Wochen, in denen ich meine Reise aufarbeitete – Filme entwickelte, kleine Probeabzüge machte und mich ein wenig um Technik kümmerte. Danach sah ich mich nach dem Geld für die nächste Reise um. Das dauerte immer, und es lenkte mich von meiner Arbeit ab. Hatte ich das Geld dann schließlich beisammen, konnte ich meinen roten Faden meistens nur noch undeutlich erkennen. Es war zum Teil ein echter Krampf.

So möchte ich mich auch in diesem Text wieder auf die Suche nach meinem roten Faden begeben, der mittlerweile abgespult ein paar Monate hinter mir liegengeblieben sein müßte. Etwas anderes bleibt mir auch gar nicht übrig. Ein Unterfangen mit ungewissem Ausgang – aber mit aller Zuversicht in Angriff genommen! Meine Strategie: Ich fange im April 1994 auf dem Domplatz zu Florenz beim allerersten gedanklichen Vorboten meiner Arbeit an und taste mich mehr oder weniger chronologisch in die Gegenwart vor.

Eines noch, worauf ich den Leser hinweisen möchte: Es wird in diesem Text mitunter um fotografische- und Labortechnik gehen. Das muß so sein – ich komme einfach nicht daran vorbei. Es liegt nicht in der Natur einer Auseinandersetzung, wie sie mir hier vorschwebt, aber es liegt ganz entschieden in der Natur einer solchen Auseinandersetzung mit DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III. Ich bin davon überzeugt, daß man erst dadurch bestimmte Dinge wird verstehen können, die man angesichts der Originale vielleicht spürt, aber irgendwie nicht so richtig glauben kann. Ich lasse das jetzt einfach einmal so stehen. Sie können den Satz ruhig mehrmals lesen! Ich habe bezüglich der Technik für diese Arbeit sehr viele Entscheidungen getroffen und wieder verworfen, Fotoapparate, Filme, Fotopapier und Chemie wieder und wieder ausprobiert, in allen erdenklichen Kombinationen selbstverständlich. Ich habe dutzende Dummies gebastelt, absurde Laborverfahren entwickelt, mit Herstellern telefoniert, wochenlang mir verschiedene Pappen angesehen und an der richtigen Rahmenleiste herumgerechnet. Kurzum: Ich habe mich nach allen Regeln der Kunst mit dem Thema herumgequält. Es war wirklich nicht witzig! Sehe ich mir jedoch die Originale heute an, so bin ich davon überzeugt, daß jede Entscheidung, die ich getroffen habe nicht nur wichtig war, sondern sogar unbedingt notwendig – daß mich meine Arbeit nicht annähernd so sehr befriedigen würde, wenn ich mich in nur einer meiner Möglichkeiten anders entschieden hätte. Das zur Beruhigung derer, denen allein schon beim Wort Technik die Knie zu schlottern beginnen – es wird stets inhaltlich motiviert und

auch sinnvoll sein, wenn ich mich zu diesem Thema äußere. Und: Es wird an keiner Stelle um Rezepturen gehen, um zehntel Grad Celsius, die Dichte von Negativen oder Entwicklungsschlieren.

Um ein weiteres Argument für meine Beharrlichkeit ins Treffen führen zu können, möchte ich meinen oben gefaßten Entschluß schon an dieser Stelle über den Haufen werfen, und in der Chronologie der Entstehungsgeschichte meiner Arbeit ein wenig vorgreifen. Es wird sich jedoch zeigen, daß es hier um etwas geht, das meine Arbeit unbemerkt schon von Anfang an begleitete, erst im letzten Jahr jedoch zum Vorschein kam.

Ich interessiere mich seit einer Weile beiläufig für Astrophysik. Eigentlich verstehe ich von dieser Wissenschaft rein gar nichts – Gallilei kann ich gerade noch so folgen, aber danach ist eigentlich schon Schluß. Trotzdem faszinieren mich ihre Erkenntnisse, Mutmaßungen und wilden Spekulationen. Sie bringen mich zum Staunen – dafür muß ich sie ja schließlich nicht verstehen. In erster Linie ist es das, was mich an dieser Wissenschaft so bezaubert. Doch halt – es könnte vielleicht auch noch etwas anderes sein, fällt mir da gerade ein: Daß die Astrophysik nämlich zwischen den Zeilen schon immer einen Gegenstand zum Thema hatte, der auch mich sehr beschäftigt – das Phänomen der Einsamkeit. Ist doch so, oder? Denken Sie darüber nach!

Wie auch immer – irgendwann vor zwei Jahren entschloß ich mich, meiner heillosen Unwissenheit auf diesem Gebiet ein Ende zu bereiten. Als erstes wollte ich mich über Albert Einstein hermachen. Ich dachte, wenn ich erst einmal die Relativitätstheorie kapiert hätte, würde ich vielleicht den ganzen Rest auch gleich verstehen. Eine Strategie, deren Tauglichkeit ich nie nachweisen konnte, da ich bereits an der Relativitätstheorie scheiterte, sogar schon an der Speziellen! Ich kaufte mir das Buch Einsteins Ideen von Banesh Hoffmann, einem Mann, der in den dreißiger Jahren wissenschaftlicher Assistent Albert Einsteins gewesen war. Der Klappentext versicherte mir, Hoffmann würde selbst dem Laien die Ideen Einsteins erschließen, aber mir

blieben sie leider trotzdem ein Geheimnis. Ich fand jedoch eine kurze Passage, ein paar Sätze nur, die meinen Begriff von Kunst und künstlerischer Arbeit nachhaltig prägten und meine Arbeit DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III einen entscheidenden Schritt voranbrachten. Was zu dem Zeitpunkt auch gerade einmal wieder bitter nötig war. Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, daß das, was ich dort entdeckte wirklich vollkommen neu für mich war, aber zumindest hatte ich es mir nie vorher bewußt gemacht.

Hoffmann beschreibt, was Einstein dazu brachte, sich Jahre nach Veröffentlichung der Speziellen Relativitätstheorie nochmals an die Arbeit zu machen, um die Allgemeine Relativitätstheorie zu formulieren. Und an seinen eher lapidaren Formulierungen werden Sie sofort erkennen, wie wenig er sich der Freude bewußt ist, die er uns hier bereitet! Passen Sie auf:

*Den Anstoß zu Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie gab wiederum ein ästhetischer Mangel: (...) Warum sollten nur Ruhe und gleichförmige Bewegung relativ sein? Könnten nicht auch gleichförmige Beschleunigung und ganz allgemein Bewegungen schlechthin relativ sein?*

Und zwei Absätze darauf:

*Mit seinen neuen Begriffen von Raum und Zeit hatte Einstein schon in der Speziellen Relativitätstheorie gezeigt, daß gleichförmige Bewegung relativ ist. Es erschien ihm allerdings unschön, daß die Theorie nur diese Bewegung als relativ einstuft und alle anderen nicht: (...)*

Einstein hat sich also nur deshalb daran gemacht, die Allgemeine Relativitätstheorie zu formulieren, weil ihn die Spezielle ästhetisch nicht so recht befriedigen wollte! Er fand die Spezielle Relativitätstheorie unschön, weil sie ihm nicht allgemeingültig genug war! Das zu hören, hat mich außerordentlich beeindruckt! Hier wird eine naturwissenschaftliche Theorie, eine mathematische Formel gar, nach dem Maßstab ihrer Ästhetik beurteilt.

Und der Maßstab wird auch näher definiert: Die Formel fällt nach ästhetischen Gesichtspunkten durch, weil sie nicht allgemeingültig genug ist. Einstein fand es schlicht nicht stringent, daß sich die Entdeckungen, die er in der Speziellen Relativitätstheorie gemacht hatte nicht auf alle Formen von Bewegung anwenden lies. Das war sein ästhetisches Problem! Und davon zu erfahren löste meines, wie Sie gleich sehen werden!

Zunächst aber wollen wir aus unseren Beobachtungen folgende Formel herleiten:

Stringenz = Schönheit

(Vorausgesetzt natürlich, Einstein lag richtig, und sein Biograph hat nicht geflunkert.) Am Tag nachdem ich diese zwei Absätze gelesen hatte arbeitete ich in der Dunkelkammer, und mit einem Mal hatte ich die Lösung eines ästhetischen Problems vor Augen, das mich schon seit vier Jahren beschäftigte: Wie groß ich die Fotografien für die endgültige Fassung von DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III abziehen sollte. Mit dem Sinn von Banesh Hoffmanns Sätzen im Hinterkopf wurde mir plötzlich deutlich, daß ich meine Bilder nur als Kontaktabzüge präsentieren konnte. Nur das war wirklich stringent, und alles andere war Unfug.

Ich hatte in meiner Arbeit von Anfang an auf ein Höchstmaß an sinnlicher Qualität hingearbeitet. Ich war mir immer sicher gewesen, daß die Bilder anders nicht funktionieren würden, und daß es deshalb das oberste Gebot meiner Bemühungen sein müsse. Der König unter allen Abzügen ist indes der Kontaktabzug – was seine Schärfe betrifft, die Grauwertabstufung, die Präsenz der Bildgegenstände und die Unmittelbarkeit seiner Wirkung. Nun hatte ich den Kontaktabzug als Möglichkeit zwar immer in meine Erwägungen eingeschlossen, mich aber nie endgültig zu dieser Technik durchringen können. Mitunter leuchtete es mir ein, aber ich war mir nicht sicher, ob es wirklich unbedingt notwendig sei. Außerdem zeichnete sich ab, daß es einige

Schwierigkeiten mit sich bringen würde, die ganz speziell etwas mit meinen Bildern zu tun haben. Vor allem jedoch hielt ich es für zu gewagt. Ich fürchtete, ich könnte mir mit Kontaktabzügen vielleicht etwas ganz Fundamentales verscherzen – das grundsätzliche Wohlwollen meines Publikums vielleicht oder die grundsätzliche Zugänglichkeit meiner Arbeit überhaupt. Kontakte sind eben einfach klein, und abgesehen von den Problemen, die das sowieso schon mit sich bringt, werden kleine fotografische Arbeiten zur Zeit auf dem Kunstmarkt nicht gern gesehen. Nun aber wurde mir deutlich, daß ich meine Bedenken gegen das winzige Format dem Gebot der Stringenz nicht nur opfern mußte, sondern auch getrost opfern konnte, wenn die sinnliche Qualität meiner Bilder das oberste Ziel meiner Bemühungen war. Daß meine Arbeit überhaupt nur dann gut werden konnte, wenn sie in jeder Hinsicht stringent geraten würde. Es geht sogar noch weiter – womit wir allerdings definitiv die Gefilde des Okkulten betreten. Halten Sie sich also fest, und vergessen Sie bitte nicht, daß ich immer noch darzulegen versuche, weshalb es bei einer Auseinandersetzung mit DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III nicht zuletzt auch um fotografische Technik gehen muß.

Albert Einstein hatte mir durch seine Unzufriedenheit mit der Speziellen Relativitätstheorie nicht nur deutlich gemacht, daß es unbedingt Kontaktabzüge sein mußten. Er machte mir im gleichen Augenblick auch klar, daß genau das schon vier Jahre zuvor klar gewesen war, daß diese Entscheidung meinem Vorhaben von Anfang an innewohnt und eigentlich nur darauf gewartet hatte, daß ich endlich dahinterkäme. Das erkenne ich allerdings erst heute, genaugenommen erst jetzt, da ich mir all diese Begebenheiten noch einmal vor Auge führe. Zumindest bilde ich es mir ein. Damals konnte ich es nur der ungetrübten Freude über meine Entscheidung entnehmen und der Selbstverständlichkeit mit der ich plötzlich bereit war anzunehmen, wogegen ich vier Jahre lang große Bedenken gehegt hatte.

Ich habe früher immer gedacht, es gäbe zu jeder künstlerischen Arbeit eine ganz bestimmte und einzigartige Technik, die dem Vorhaben entspricht und gerecht wird. Damit meine ich etwas ganz Einfaches: So wie die Portraits Thomes Ruffs nach Großformattechnik verlangen, so verlangen die Straßenszenen Cartier-Bressons nach Kleinbildtechnik. Alles andere wäre Unfug. Es ist stringent – es ist die innere Logik dieser Arbeiten. Es gibt keinen Grund, weshalb eine Technik prinzipiell besser sein sollte, als eine andere. Die Qualität läßt sich immer nur an ihrer Eignung messen, den vom Autor gewünschten Inhalt zum Ausdruck bringen zu können. Diese Beobachtung gilt natürlich nicht nur für Fotografie, sondern für jedes andere Medium auch, aber anhand der Fotografie läßt es sich sehr schön verdeutlichen.

Ich bin von diesem Gedanken heute noch überzeugt. Aber mittlerweile würde ich noch einen Schritt weiter gehen: Ich denke, daß jedem künstlerischen Vorhaben, oder sagen wir lieber: jeder Vision – das klingt zwar abgedroschen, wird der Sache aber am ehesten gerecht –, daß jeder Vision eine ganz bestimmte und einzigartige Technik von Natur aus innewohnt. Eine einzigartige, unverwechselbare Sprache der Ästhetik, die allein den Inhalt zum Ausdruck bringen kann. Und daß es die Aufgabe des Künstlers ist, dieses Vokabular nicht zu erfinden, sondern lediglich zu identifizieren, um sich seiner bedienen und schließlich formulieren zu können, was von Anfang an der Inhalt seiner Vision gewesen war. Mit anderen Worten: Das ästhetische Vokabular in dem eine Vision sich äußert, ist keine willkürliche Erfindung des Autors, sondern in der Vision selbst von vorn herein angelegt. Und auf mich bezogen: Der Gedanke, meine Bilder als Kontaktkopien zu präsentieren, war keine plötzliche Eingebung von mir, sondern von Anfang an in der Bildidee enthalten gewesen. Es war Teil der inneren Logik meiner Arbeit, und ich kann nur froh sein, daß ich noch rechtzeitig dahintergekommen bin.

Einstein hat die Relativitätstheorie ja schließlich auch nicht erfunden. Er hat lediglich mit dem Finger auf etwas gezeigt, das seit Milliarden Jahren direkt vor unser aller Nasen lag, auf ein Gesetz, auf das des Menschen Dasein beruht,

seitdem es ihn gibt. Er hat die innere Logik des Universums erkannt – darin bestand seine Leistung. Und sein Gespür für die innere Logik unseres Universums äußerte sich genaugenommen nicht in der Allgemeinen Relativitätstheorie, sondern bereits in seiner Unzufriedenheit mit der Speziellen. Trotzdem loben wir nicht das Universum, daß es sich eine so schöne Formel ausgedacht hat, sondern nennen Einstein ein Genie, daß es ihm gelungen ist, etwas sichtbar zu machen, das auch ohne seine Bemühungen kein Deut weniger wirklich gewesen wäre. Aber ich will mich darüber nicht beschweren. Außerdem stimmt es nicht ganz, was ich da gerade gesagt habe: Wir loben nämlich das Universum in unseren Religionen, auf die eine oder andere Weise, oder haben es gelobt. Aber hier komme ich definitiv auf Abwege! Schluß also mit Einstein, und zurück zu meiner Arbeit DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III.

Ich möchte dem Leser zunächst ein paar Eckdaten an die Hand geben, eine Kurzbeschreibung meiner Arbeit, eine grobe Chronologie, ein paar Zahlen und Fakten. Danach werde ich wieder in das Jahr 1994 zum Domplatz von Florenz zurückkehren und Stück für Stück das Bild zu vervollständigen versuchen.

Wenn man auf Reisen ist, besonders dann, wenn die Reisemittel beschränkt sind, man sich in Zügen und Bussen fortbewegt und in verlausten Herbergen absteigt, sollte man stets auf die Frage nach dem Zweck des Unternehmens vorbereitet sein. Im Hilton von Santiago de Chile fragt einen niemand WAS MACHST DU HIER? Wahrscheinlich denkt jeder vom anderen, er sei da, um Geschäfte zu machen. Und über Geschäfte redet man nicht einfach so, zumindest nicht vor Sonnenuntergang, außerhalb der Hotelbar und in Anwesenheit von Frauen und Kindern. Ich weiß es nicht. Die Gemeinde der Rucksacktouristen hält es da jedenfalls anders. Logiert der Reisende in einer baufälligen Absteige in Dar-el-Salam, so wird ihm die Frage wahrscheinlich bereits zum Frühstück vom Nachbartisch aus zugerufen. Es folgen eine kurze Vorstellung und die Aufforderung, das Abendessen gemeinsam einzunehmen. Macht aber nichts. Tatsache bleibt, daß man im Millieu der Rucksacktouristen

eine Antwort auf solcherlei Fragen unbedingt zur Hand haben sollte. Natürlich nicht, wenn man sich lediglich auf einer Urlaubsreise befindet. Umso mehr jedoch, wenn das Unternehmen so kompliziert ist, daß man es selbst kaum verstehen kann. So meine Lage. Deswegen ersann ich wenige Tage nach Antritt der ersten größeren Reise eine Kurzformel für meine Arbeit DIE WELT IN AUSZÜGEN, TEIL III, um Auskunft über Sinn und Zweck meiner Reisen geben zu können, wann immer die Umstände es von mir verlangten. Die Formel lautete: ICH MACHE EIN GEFÄLSCHTES JAHRHUNDERTWENDE-REISE-FOTOALBUM. Das kam gut an. Darunter konnte sich fast jeder etwas vorstellen, das dem, was mich tatsächlich umtrieb, sogar meistens nicht vollkommen unähnlich war. Zunächst sagte ich allerdings immer, ich befände mich auf einer Geschäftsreise. Das kam noch besser an, weil die äußeren Umstände es meistens nicht unbedingt nahelegten. Außerdem zog es unfehlbar die Frage nach sich, welches denn mein Geschäft sei, woraufhin ich meine bewährte Kurzformel ins Treffen führen konnte.

Ein gefälschtes Jahrhundertwende-Reise-Fotoalbum also.

Ich habe mit der Arbeit vor etwa fünf Jahren begonnen. Das kann ich mittlerweile nur noch anhand der Rechnung für meine 6 x 9 cm Kamera rekonstruieren. Sie ist vom 3. Mai 1995. Wie ich mich kenne, muß ich mir schon Monate zuvor den Kopf über die Anschaffung dieser Kamera zerbrochen haben. Aber ich denke, das Datum sollte alles in allem als offizieller Beginn der Arbeit herhalten können.

Ich wollte in der Tradition der beiden vorangegangenen Kapitel von DIE WELT IN AUSZÜGEN fortfahren und einen fiktiven Katalog diesmal zur Welt selbst anfertigen – zu den unterschiedlichen Ländern, Völkern, Kulturen, und Naturerscheinungen unseres Planeten. Es klingt geradezu ignorant, wie dieser Satz da steht. Die mit meiner Arbeit vertraut sind, werden ihn wahrscheinlich zu nehmen wissen. Allen anderen sei ganz besonders ans Herz gelegt, das Wort fiktiv im Geiste dreimal zu unterstreichen, am besten gleich noch rot blinken zu

lassen und mit irgendeinem unangenehmen Ton zu unterlegen. Anders kann man den Satz nur mißverstehen. Doch weiter: Orientieren wollte ich mich hauptsächlich an den Ikonen des Massentourismus – wie überhaupt von Anfang an klar war, daß meine Arbeit inhaltlich am Tourismus nicht vorbeikommen würde. Das läßt sich gar nicht vermeiden. Will man einen fiktiven Katalog zur Welt zusammenstellen, der vom Publikum auch als solcher wahrgenommen wird, so ist man gezwungen auf jene natürlichen oder kulturellen Erscheinungen zurückzugreifen, die im allgemeinen Bewußtsein sinnbildlich für ganz bestimmte Gegenden der Welt stehen. Egal, ob zu recht oder zu unrecht. Und das sind meistens die Ziele des Massentourismus. Ausgenommen von dieser Regel sind Landstriche, die aus natürlichen oder politischen Gründen nur schwer zugänglich sind oder einfach niemanden interessieren. Für solche Gegenden hat das öffentliche Bewußtsein meistens keine Symbole zur Hand, läßt sich dafür aber umso bereitwilliger welche aufschwätzen, was Fälschern wie mir das Handwerk ungemein erleichtert. Sie kennen die berühmte Gretchenfrage: Wo leben eigentlich die Eisbären? Im Süd- oder im Nordpolargebiet? Ist egal! Solange es die meisten Menschen nicht so genau wissen, gehen Eisbären für beides als Symbol durch.

Ich erwähnte bereits, daß ich mir jeden Kontinent einzeln vornahm. Hatte ich das Geld für eine Reise beisammen, lieh ich mir in Büchereien so viele Reiseführer zu einem Kontinent aus, wie ich bekommen konnte. Zusätzlich nahm ich mir das übliche kostenlose Informationsmaterial aus Reisebüros mit, vornehmlich jene dicken Kataloge der ganz großen Pauschalreise-Unternehmen, die sich schon bald als außerordentlich nützliche Informationsquellen für die Belange meiner Reiseplanung erweisen sollten. Denn abgesehen von den unzähligen Abbildungen identischer Hotels an identischen Küstenstrichen mit identischen Palmen unter denen identische Urlauber meistens identische Ballspiele spielen, enthalten sie Abbildungen all jener Ikonen des Massentourismus, nach denen ich suchte. So gesehen war es für mich sogar sicherer, mich bei der Auswahl meiner Ziele auf diese billigen Kataloge zu verlassen, anstatt auf die sogenannte gehobene Reiseliteratur zurückzugreifen

oder gar meinem Instinkt zu vertrauen. Ich suchte ja wie gesagt nicht nach den bedeutendsten Denkmälern oder typischsten Landstrichen eines Kontinents, sondern nach jenen Denkmälern und Landstrichen, die im allgemeinen Bewußtsein als die bedeutendsten und typischsten gelten. Und genau damit steht und fällt die Tourismusindustrie schließlich, und mit ihr die Publikationen, von denen ich hier spreche: Daß sie Klischees von der Welt gleichzeitig schafft, bestätigt und bedient. Im übrigen muß man sagen, daß die großen Ikonen des Massentourismus ihre herausragende Stellung meistens weder zufällig noch zu unrecht innehaben. Von einzelnen Ausnahmen natürlich abgesehen.

Als nächstes machte ich mich daran, die Sehenswürdigkeiten, für die ich mich entschieden hatte, in einer ausgefuchsten Streckenplanung möglichst rationell miteinander zu verbinden. In jeder Hinsicht. Ich war, wie gesagt, aus finanziellen Gründen dazu gezwungen. Ich wollte jedoch auch unbedingt möglichst fremd an die Gegenstände meiner Betrachtung herantreten, möglichst perfekt jenes Symptom des Massentourismus simulieren, das wir alle kennen, und das der pflichtschuldige Akademiker nie zu belächeln müde wird (zu unrecht übrigens): Wie ein Strom von Fremden sich aus einem Reisebus auf den Vorplatz irgendeines ehrwürdigen Denkmals ergießt, alle wie wild zu fotografieren und filmen beginnen und sich wenige Minuten später schon wieder in ihr Gefährt hineinzwängen, um sich wieder stundenlang den Hintern plattzusitzen.

Ich wollte jedoch nicht nur Tourist spielen – es ist überhaupt meine bevorzugte Arbeitsmethode, möglichst fremd und unwissend an einen Gegenstand heranzutreten, mir sozusagen ein Bild von ihm zu machen, indem ich ein Bild von ihm mache. Ein Bild von etwas zu machen ist ein Abenteuer. Und das Abenteuer ist umso größer, je weniger über den Gegenstand der Anschauung bekannt ist. So geht es mir zumindest. Als ich in Indien war, wollte es der Zufall, daß ich zweimal jeweils für drei Tage in Varanasi bleiben mußte – vor und nach einem Flug von Varanasi nach Kathmandu, den ich kurzentschlossen buchte, als ich sah, wie es auf Indiens Landstraßen zugeht. Eine Maßnahme,

die sich übrigens als vollkommen sinnlos erwies. Ich habe auf meinen Reisen festgestellt, daß es im Luftverkehr einer Nation stets genau so zugeht, wie im Straßenverkehr – was den Stil und das Verhalten der Verkehrsteilnehmer angeht, wie auch die Wartung und Pflege der Fahrzeuge. Und das ist auch naheliegend, denn schließlich äußert sich in diesen Gepflogenheiten der Charakter eines Volkes ebenso deutlich, wie in jedem anderen seiner gesellschaftlichen Bräuche auch. Ich hatte mir das einfach nicht in letzter Konsequenz klar gemacht, als ich den Flug buchte. Es macht einfach einen Unterschied, ob der Pilot einer Verkehrsmaschine an die Wiedergeburt glaubt, oder befürchtet, nach seinem Tod auf ewig in der Hölle schmoren zu müssen. Doch das nur am Rande.

Ich war also zweimal in Varanasi. Das erste Mal war ich bereits bei meiner Ankunft krank. Da ich wußte, daß ich die Woche darauf wieder dort sein würde, beschloss ich, mir ein wenig Ruhe zu gönnen, einen Arzt aufzusuchen, mir die Stadt anzusehen, mir vielleicht den einen oder anderen Ort schon für eine Aufnahme vorzumerken, die Arbeit jedoch auf die Tage nach meiner Rückkehr aus Kathmandu zu verschieben. Varanasi war für die Zwecke meines Vorhabens wunderbar geeignet. Keine Ikone des Massentourismus vielleicht, aber ein Symbol für Fremdheit schlechthin und überhaupt das Fremdeste und auch Befremdlichste, was ich jemals gesehen habe. Eigentlich reizte mich jeder Winkel dieser Stadt zu einer Aufnahme, doch ich hob mir die Arbeit für später auf. Als ich jedoch aus Nepal zurückkam, war der Zauber weg. Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Natürlich war mir die Stadt in der Zwischenzeit nicht vertraut geworden. Varanasi könnte mir nicht vertraut werden, selbst wenn ich den Rest meines Lebens dort verbrächte. Aber als ich vom Flughafen in die Stadt fuhr, wußte ich in etwa, was auf mich zukam. Ich kannte das Hotel zu dem ich unterwegs war. Ich kannte dessen Inhaber beim Namen – ein indischer Judoka von furchterregender Konstitution und beispiellos friedfertiger Wesensart, mit dem ich mich vor meiner Abreise ein wenig angefreundet hatte. Ich kannte das Zimmer, das man mir zuwies und fand darin meine Habseligkeiten, wie ich sie wenige Tage zuvor in der Obhut des Hotelpersonals

zurückgelassen hatte. Ich wußte auch schon, wo ich zu Abend essen und wo ich frühstücken würde. Kurzum: Es war ein bißchen wie nach Hause kommen – vertraute Wege, vertraute Gesichter und vertraute Dinge. Und damit war das Abenteuer des allerersten Erlebens dahin. Ich gab mir redlich Mühe, noch ein paar gute Aufnahmen hinzubekomen, streifte ausgiebig durch die Stadt, suchte die Orte auf, die ich mir vorgemerkt hatte, leistete mir eine Bootsfahrt auf dem Ganges und verbrachte viele Stunden am Flußufer bei den rituellen Leichenverbrennungen, die der Stadt ihre religiöse Bedeutung geben – aber es wurde nichts mehr. Ich hatte zwar große Lust, mir alles wieder und wieder anzusehen, aber ich hatte keine Lust mehr, es zu fotografieren. Soviel zur Begründung meiner hohen Reisegeschwindigkeit.

Sobald ich wieder zu Hause war, entwickelte ich die Filme, machte Kontaktkopien und traf eine erste grobe Auswahl. Diese Auswahl vergößerte ich etwa auf Postkartenformat, färbte anschließend die Fotografien bräunlich und klebte sie in zwei riesige Fotoalben, die ich mir zu diesem Zweck von einem Buchbinder hatte machen lassen. Dort versah ich sie zuletzt noch mit Bildunterschriften, mit Erklärungen, wie wir sie alle aus den Fotoalben unsere Eltern oder Großeltern kennen. Damit war die Reise für mich abgeschlossen.

An dieses Fotoalbum knüpfte ich bereits hohe Erwartungen. Es sollte mir zwar in erster Linie dabei helfen, den Überblick über das ausufernde Bildmateriel nicht zu verlieren und eine Grundlage sein für die konzentrierte Auswahl von wenigen Bildern, die ich am Ende der Arbeit treffen wollte, aber ich hoffte, diese Alben würden auch für sich genommen interessant werden, am Ende vielleicht sogar eine vollwertige und eigenständige Version meiner Arbeit ergeben. Die Rechnung ging jedoch nicht auf. Das Album wurde ebenso langweilig wie jede andere ausufernde Sammlung von Urlaubsbildern auch. Und die 32 Perlen, die ich glaube, schließlich darin gefunden zu haben, fallen überhaupt nicht auf. Sie gehen unter in der Fülle des Materials, welche die Konzentration und Neugier eines jeden Betrachters schon nach wenigen Seiten zunichte machen.



Ebenfalls der Tradition meiner letzten beiden Arbeiten folgend, hatte ich geplant, einige Texte zu schreiben, welche die Bilder begleiten sollten. Ich hatte sogar von Anfang an ziemlich klar vor Augen, was es werden sollte. Umso überraschender, daß es mir gründlich mißlang.

**Und hier endet es unverrichteter Dinge!**

© Karl v. Westerholt